Lange.
574 n (3 Hawthorne

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

23195.

Digitized by Google

Miriam

Oder:

Graf und Künſtlerin.

Dritter Band.

Miriam

Oder:

Graf und Künſtlerin.

Nach dem Engliſchen:

TRANSFORMATION

von

Nathaniel Hawthorne.

Deutſch von **Clara Marggraff.**

Autoriſirte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Der Segen des bronzenen Papstes.

Als der letzte der zwölf Schläge von der Uhr der Kathedrale niedergefallen war, ließ Kenyon seine Augen über die geschäftige Scene des Marktplatzes gleiten, indem er erwartete, Miriam irgendwo in dem Gewühl wahrzunehmen. Er blickte zunächst nach der Kathedrale; denn es war wahrscheinlich, daß sie die verabredete Zeit nirgendwo anders als im Schutze der Kathedrale abwarten würde. Als er nun in keiner Richtung eine Spur von ihr erblickte, kehrten seine Augen von ihrer Untersuchung etwas enttäuscht zurück und blieben an einer Gestalt haften, welche, wie Donatello und er, an der eisernen Balluſtrade lehnte, die das Standbild umgab. Nur einen Augenblick zuvor waren sie beide allein gewesen.

Es war die Gestalt einer weiblichen Person, welche ihren Kopf auf ihre Hände herabgebeugt hatte, als ob sie den wohlthätigen, zur Ehrfurcht mahnenden Einfluß tief empfinde, welchen die Statue des Papstes auf einen gefühlvollen Beschauer ausübt. Obgleich sie einen katholi-

lischen Hauptpriester darstellt, so ist es doch keine Frage, daß das einsame Herz, welcher Religion es auch angehören mag, in diesem Bilde das Abbild eines Vaters erkennt.

„Miriam," sagte Kenyon mit etwas zitternder Stimme, „seid Ihr es?"

„Ich bin es," erwiderte sie; „ich bin da, meiner Verabredung getreu, obgleich von mancherlei Befürchtungen erfüllt."

Sie erhob ihren Kopf, und zeigte Kenyon — zeigte ebenfalls Donatello — die wohlbekannten Züge Miriam's. Sie waren blaß und abgezehrt, aber, obgleich weniger schimmernd, sogar jetzt ausgezeichnet durch eine Schönheit, welche man sich leuchtend genug denken kann, um in der düstern Wölbung einer Kathedrale mit eigenem Lichte zu leuchten und welche nicht nöthig hatte, vor dem strengern Zeugniß der Sonne zurückzuschrecken. Aber sie schien zu zittern und kaum fähig, bei einem Zusammentreffen auszuharren, welches sie doch Muth gefunden hatte zu verabreden, als es noch in einiger Entfernung vor ihr lag.

„Ihr seid höchst willkommen, Miriam!" sagte der Bildhauer, indem er ihr den Muth einzuflößen suchte, dessen sie offenbar sehr bedürftig zu sein schien. „Ich hoffe und vertraue fest darauf, daß das Resultat dieser Zusammenkunft günstig sein wird. Kommt, laßt mich Euch zu Donatello führen!"

„Nein, Kenyon, nein!" flüsterte Miriam zurückbebend; „wenn er nicht aus eigenem Antrieb meinen Namen spricht, wenn er mich nicht bleiben heißt, so soll kein Wort je zwischen ihm und mir fallen. Nicht etwa, daß ich in dieser

letzten Stunde meinen Stolz zeigen wollte. Mit andern weiblichen Eigenſchaften warf ich auch meinen Stolz hinweg, als mich Hilda aufgab."

„Wenn nicht Stolz, was ſonſt hält Euch zurück?" fragte Kenyon, ein wenig ärgerlich über ihre unzeitigen Bedenklichkeiten, und auch über dieſe halbanklagende Hinweiſung auf Hilda's gerechte Strenge. „Nachdem Ihr ſoviel gewagt, iſt keine Zeit zur Furcht! Wenn wir ihn ohne ein Wort von Euch ſcheiden laſſen, iſt Eure Gelegenheit, ihm einen unſchätzbaren Dienſt zu leiſten, für immer verloren."

„Wahr; ſie wird für immer verloren ſein!" erwiderte Miriam traurig. „Doch, lieber Freund, wird es meine Schuld ſein? Ich werfe willig meinen weiblichen Stolz zu ſeinen Füßen nieder. Aber — ſeht Ihr nicht? — ſein Herz muß frei ſeiner eigenen Entſcheidung überlaſſen werden, ob es mich anerkennt, weil von ſeiner freien Wahl die ganze Frage abhängt, ob ihm meine Liebe wohl oder wehe thun wird. Wenn er nicht ein unendliches Bedürfniß nach mir fühlt, bin ich ihm eine Laſt und ein verderbliches Hinderniß!"

„Verfolgt denn Euern eigenen Weg, Miriam, und ſei die Kriſis wie ſie wolle, ſo iſt Euer Geiſt für alle Fälle, die ſie mit ſich führen möchte, ſicher beſſer unterrichtet, als der meine."

Während dieſe Worte zwiſchen ihnen gewechſelt wurden, hatten ſie ſich ein wenig aus der unmittelbaren Nähe der Statue zurückgezogen, ſodaß Donatello ſie nicht hören konnte. Indeſſen befanden ſie ſich noch unter des Papſtes ausgeſtreckter Hand; und Miriam blickte, mit ihrer Schön-

heit und Sorge, in ſein liebreiches Geſicht empor, als ſei ſie um ſeiner Verzeihung und väterlichen Zuneigung willen hierher gekommen, und hätte eine ſolch ungeheure Gnade verzweifelnd aufgegeben.

Nicht lange jedoch hatte ſie ſo auf dem öffentlichen Platz von Perugia geſtanden, als ſie auch ſchon die Aufmerkſamkeit vieler Augen auf ſich zog. Mit ihrem lebhaften Sinn für Schönheit hatten dieſe Italiener ihre Anmuth erkannt, und es nicht verſäumt, ſie mit ſtaunenden Blicken zu muſtern, obgleich ihre angeborene Urbanität und Höflichkeit ihre Huldigung weit weniger aufdringlich erſcheinen ließ, als die der Deutſchen, Franzoſen oder Angelſachſen geweſen ſein möchte. Es iſt auch keineswegs unwahrſcheinlich, daß, als Miriam dieſe wichtige Zuſammenkunft auf einem ſo öffentlichen Platz und zur hohen Mittagszeit feſtſetzte, ſie zugleich den Schutz im Auge hatte, welcher durch eine Menge von Augenzeugen ihr gewährt werden würde. In Situationen, bei denen tiefe Empfindung und Leidenſchaft ins Spiel kommen, ſagt uns oft ein Gefühl, daß eine zu große Abgeſchloſſenheit nicht ertragen werden könne, es iſt eine unbeſtimmte Furcht, völlig allein mit dem Gegenſtand unſers tiefſten Antheils zu ſein. Man fühlt, daß die Art von Einſamkeit, welche ein Gewühl in ſich verbirgt, in gewiſſen Stimmungen des Herzens vor der Abgelegenheit einer Einöde oder vor den Tiefen eines unbetretenen Waldes den Vorzug verdient. Haß, Liebe oder irgend ſonſt eine zu heftige Aufwallung, oder ſogar Gleichgültigkeit, wo einſt Aufwallung vorhanden war, ſucht inſtinctmäßig zwiſchen ſich und der entſprechenden Leidenſchaft in einer andern Bruſt irgend eine Schranke aufzurichten. Dies glau-

den wir, war es, was Miriam hauptſächlich zu der Zuſammenkunft auf der gefüllten Piazza veranlaßt hatte, theils dieſes, und theils, wie ſie ſagte, ihr Aberglaube, daß die ſegnende Statue gute Einflüſſe in ſich ſchlöſſe.

Aber Donatello blieb gegen das Eiſengitter gelehnt. Sie wagte nicht, nach ihm zu blicken, um zu ſehen, ob er bleich und bewegt oder ruhig wie Eis wäre. Einzig wußte ſie, daß die Augenblicke flüchtig entſchwanden, und daß ſein Herz ſie bald rufen müſſe, oder die Stimme würde nimmer ihr Ohr erreichen. Sie wendete ſich nun ganz von ihm hinweg und ſprach wieder mit dem Bildhauer.

„Ich habe Euch zu treffen gewünſcht," ſagte ſie, „aus mehr als einem Grunde. Nachrichten, welche eine theure Freundin von uns betreffen, ſind zu mir gelangt. Nein, nicht meine Freundin! Ich darf ſie nicht mehr eine Freundin von mir nennen, obgleich ſie mir einſt die theuerſte war."

„Sprecht Ihr von Hilda?" rief Kenyon mit lebhafter Unruhe. „Iſt ihr irgendetwas zugeſtoßen? Als ich zuletzt von ihr hörte, war ſie noch in Rom und wohlauf."

„Hilda bleibt in Rom, auch iſt ſie, was phyſiſche Geſundheit betrifft, nicht leidend, obgleich geiſtig ſehr niedergeſchlagen. Sie wohnt völlig allein in ihrem Taubenſchlag, nicht ein Freund iſt ihr nah, nicht einer in Rom, welches, wie Ihr wiſſt, von Allen, außer ſeinen eingeborenen Bewohnern, verlaſſen iſt. Ich fürchte für ihre Geſundheit, wenn ſie lange in ſolcher Einöde verharrt, und Muthloſigkeit an ihrer Seele nagt. Ich ſpreche ſo zu Euch, weil ich die Neigung kenne, welche die ſeltene Schönheit ihres Charakters in Euch wachgerufen hat."

„Ich werde nach Rom gehen!“ ſagte der Bildhauer in großer Bewegung. „Hilda hat mir nie erlaubt, mehr als eine freundſchaftliche Aufmerkſamkeit an den Tag zu legen, aber wenigſtens kann ſie mich nicht hindern, ihr in demüthiger Entfernung Schutz zu gewähren. Ich werde noch dieſe Stunde aufbrechen.“

„Verlaßt uns jetzt nicht!“ flüſterte Miriam flehend, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte. „Noch einen Augenblick! Ach — er hat kein Wort für mich!“

„Miriam!“ rief Donatello.

Obgleich nur ein einziges Wort und das erſte, das er geſprochen hatte, war ſein Ton ein Zeugniß von der traurigen und zarten Tiefe, aus welcher es kam. Es ſagte Miriam Dinge von unendlicher Wichtigkeit und zunächſt dies, daß er ſie noch liebte. Das Gefühl ihres gemeinſamen Verbrechens hatte die Lebenskraft ſeiner Zuneigung betäubt, aber nicht vernichtet; ſie war daher unzerſtörbar. Dieſer Ton zeigte zugleich, daß ſich ſein Charakter weſentlich verändert und vertieft habe; er ſprach von einem belebten Verſtand und von geiſtiger Bildung, welche durch Schmerz und Reue gekommen war; ſodaß anſtatt des wilden Knaben, des Weſens von ſcherzhafter und animaliſcher Natur, des ſylvaniſchen Faun — jetzt plötzlich der Mann von Gefühl und Intelligenz daſtand.

Sie wendete ſich gegen ihn, während ſeine Stimme noch in den Tiefen ihrer Seele nachzitterte.

„Ihr habt mich gerufen!“ ſagte ſie.

„Weil mein innerſtes Herz nach Euch verlangt! Verzeiht, Miriam, die Kälte, die Härte, mit welcher ich von

Euch ſchied! Ich war durch eigenthümliches Entſetzen und durch Trübſinn verwirrt."

„Ach! und ich war es, welche es über Euch brachte, Donatello! Welche Buße, welche Aufopferung kann das unausſprechliche Unrecht gut machen? Es war etwas ſo Geheiligtes in dem unſchuldigen und freudevollen Leben, welches Ihr führtet. Eine glückliche Perſon iſt ſolch ein ungewöhnliches und heiliges Geſchöpf in dieſer traurigen Welt! Und indem ich mit einem ſo ſeltenen Weſen zuſammentraf, und mit der Macht ſein ſonniges Leben mitzuempfinden begabt war, war es mein Verhängniß, meines, ihn in das Gebiet der ſündigen und ſorgenvollen Sterblichkeit einzuführen. Heißt mich ſcheiden, Donatello! Verwerft mich! Nachdem ſo Uebles geſchehen, kann durch mich nichts Gutes mehr kommen."

„Miriam, unſer Loos iſt verkettet! Iſt es nicht ſo? Sagt mir, in des Himmels Namen, wenn es anders iſt!"

Donatello's Geiſt war augenſcheinlich durch Zweifel verwirrt, ob nicht die Gemeinſchaft eines ſolchen Verbrechens, wie dasjenige, mit welchem ſie beide befleckt waren, all die unwillkürlichen Bewegungen ihres Herzens, durch welche ſie eines gegen das andere gedrängt wurden, erſticken müßte. Miriam ihrerſeits fragte ſich reuig, ob das Unglück, welches bereits aus ihrem Einfluß erwachſen war, ſie nicht warnen ſollte, ſich aus ſeiner Nähe zurückzuziehen. Bei dieſer flüchtigen Zuſammenkunft ſuchten deshalb zwei Seelen in der Finſterniß von Verbrechen und Kummer eine die andere und waren kaum kühn genug, die kalten Hände zu ergreifen, die ſie fanden.

Der Bildhauer ſtand, indem er die Scene mit ernſtem Mitgefühl beobachtete.

„Es ſcheint," ſagte er endlich, „zudringlich, wenn nicht unehrerbietig, wenn ſich eine dritte Perſon zwiſchen zwei andere drängt, die allein bei einer Kriſis, wie die gegenwärtige, betheiligt ſind. Aber wiewohl nur Zuſchauer, nehme ich doch den tiefſten Antheil und ſo bin ich möglicherweiſe im Stande, etwas Richtiges wahrzunehmen, was vor Euch beiden verborgen iſt, wenigſtens einige Gedanken anzudeuten oder einzugeben, auf welche Ihr nicht ſo leicht gerathen könnt."

„Sprecht!" ſagte Miriam, „wir vertrauen Euch."

„Sprecht!" ſagte Donatello. „Ihr ſeid wahr und aufrichtig."

„Ich weiß wohl, daß es mir nicht gelingen wird, die wenigen tiefen Worte zu finden, welche in dieſer Angelegenheit, wie in jeder andern die vollkommene Wahrheit in ſich faſſen. Aber hier, Miriam, ſteht einer, welchen ein entſetzliches Unglück aufzuziehen begonnen hat; es hat ihn, und durch Eure Mithülfe, aus einem natürlichen und glücklichen Zuſtande geriſſen, welcher innerhalb beſchränkter Grenzen ihm Freuden gewährte, die nirgends ſonſt auf Erden gefunden werden können. Ihr habt ſomit eine Verantwortlichkeit auf Euch geladen, welche Ihr nicht von Euch wälzen könnt. Und hier, Donatello, ſteht diejenige, welche die Vorſehung als eng mit Euerm Schickſal verbunden bezeichnet. Der geheimnißvolle Proceß, durch welchen unſer irdiſches Leben uns zu einem andern Zuſtand des Seins heranbildet, ward für Euch durch ſie begonnen. Sie hat reiche Gaben des Herzens und Geiſtes, eine große Macht

der Eingebung, einen magnetiſchen Einfluß, eine ſympathetiſche Kenntniß Eures Innern, kurz alles, was eine Lage, wie die Eure, verlangt. Sie beſitzt, was Ihr begehrt, und wird es mit äußerſter Selbſtverleugnung zu Euerm Wohle anwenden. Der Bund zwiſchen Euch iſt deshalb ein wahrer und ſollte nie — außer durch des Himmels Willen — getreunt werden."

„Ja, er hat die Wahrheit geſprochen!" rief Donatello, Miriam's Hand ergreifend.

„Die volle Wahrheit, lieber Freund!" rief Miriam.

„Aber ſeid auf der Hut!" fiel der Bildhauer ein, beſorgt, die Reinheit ſeines Gewiſſens nicht zu entweihen. „Seid auf der Hut! denn Ihr liebt Euch gegenſeitig und doch iſt Euer Bund mit ſolchen dunkeln Fäden geſponnen, daß Ihr ihn nie ſo betrachten dürft, als ſeien dieſe Bande gleich denjenigen, welche andere liebende Seelen verknüpfen. Es iſt ein Bund jener gegenſeitigen Unterſtützung, ein Bund zu des andern Seelenheil, ein Bund zum Streben, zum Opfer, aber nicht zum irdiſchen Glück. Wäre dies Euer Beweggrund, dann glaubt mir, lieben Freunde, wäre es beſſer, daß einer auf des andern Hand in dieſem ernſten Augenblick Verzicht leiſtete. Es würde keine heilige Weihe auf Euerm vereinigten Leben ruhen."

„Keine," ſagte Donatello ſchaudernd. „Wir wiſſen es wohl."

„Keine," wiederholte Miriam ebenfalls ſchaudernd. „Jammervoll geknüpft durch ein Band der Schuld könnte unſere Vereinigung wirklich für die Ewigkeit ſehr innig ſein, aber dieſe ganze endloſe Dauer hindurch würde ich ihres Entſetzens mir bewußt ſein."

„Alſo nicht um des irdiſchen Glückes willen," ſagte Kenyon, „ſondern zur gegenſeitigen Erhebung und Ermuthigung für ein hartes und ſchmerzliches Leben nehmt einer des andern Hand. Und wenn Ihr Arbeit, Aufopferung, Gebet, Buße und ernſtliches Streben nach einem tiefern Lebensgehalt aufgewendet habt, und es kommt endlich eine ernſte und gedankenvolle Glückſeligkeit, ſo genießt ſie und dankt dem Himmel! Und ſo, indem Ihr nicht für ſie lebt, indem ſie Euch nur wie eine Blume iſt, die längs einem Pfade ſprießt, welcher zu höhern Zwecken führt — wird ſie des Himmels gnädiges Geſchenk und ein Zeichen ſein, daß er Eure Verbindung hier unten anerkennt."

„Habt Ihr nichts weiter zu ſagen?" fragte Miriam ernſt. „Stoff zu Schmerzen und erhabenem Troſt iſt ſeltſam in Euren Worten vermiſcht."

„Nur dies noch, theure Miriam," ſagte der Bildhauer, „wenn je in Euerm Leben die erhabenſte Pflicht von einem von Euch die Aufopferung des andern verlangen ſollte, ſo thut, was Eure Pflicht verlangt, ohne zurückzubeben. Das iſt Alles."

Während Kenyon ſprach, hatte Donatello erſichtlich die Gedanken, welche er ausſprach, in ſich aufgenommen und ſie durch die Aufrichtigkeit ſeiner Aufnahme veredelt. Sein Ausſehen hatte unbewußt eine Würde angenommen, welche, indem ſie ſeine frühere Schönheit belebte, mit der Veränderung übereinſtimmte, welche lange in ſeinem innern Selbſt vorgegangen war. Offenbar war er jetzt mit ernſten und tiefen Gedanken beſchäftigt. Er hielt noch Miriam's Hand; und da ſtanden ſie, der ſchöne Mann, das ſchöne

Weib, verbunden für immer, ſie fühlten dies in Gegenwart der tauſende von Augenzeugen, welche ſo neugierig auf die unerklärliche Scene blickten. Ohne Zweifel erkannte die Menge, daß dies Liebende ſeien, und ſie mochte ſich einbilden, daß es ſich hier um eine Verlobung handele, welche beſtimmt war, eine lebenslängliche Glückſeligkeit zur Folge zu haben. Und möglicherweiſe dürfte es ſo ſein. Wer kann ſagen, woher Glückſeligkeit kommen mag? Vielleicht hat ſie — ein ſcheues, zartes Ding — ſich in dieſen melancholiſchen Heirathsbund verſtohlen eingeſchlichen, während doch die Theilnehmer ſich geneigt fühlten, vor ihrer Gegenwart wie vor einem Verbrechen zu zittern.

„Lebt wohl!“ ſagte Kenyon. „Ich gehe nach Rom.“

„Lebt wohl! treuer Freund!“ erwiderte Miriam.

„Lebt wohl!“ ſagte Donatello gleichfalls. „Mögt Ihr glücklich ſein! Eure Schuld iſt nicht der Art, um Euch vor dem Glück zurückbeben zu laſſen.“

In dieſem Augenblick ſchauten die drei Freunde, wie von einem und demſelben Impuls getrieben, zufällig zu der Statue des Papſtes Julius empor, und da ſtand die majeſtätiſche Geſtalt, ihre ſegnende Hand über ſie ausſtreckend und auf dieſes verbrecheriſche und reuige Paar ihr Antlitz voll erhabener Milde niederbeugend. Oft hat es eine ganz beſondere Wirkung, wenn wir, in Gedanken tief verſunken, plötzlich emporblicken und einen Blick auf äußere Gegenſtände erhaſchen.

Wir ſcheinen in ſolchen Monaten weiter und tiefer in ſie hineinzublicken, als bei irgend einer vorher beabſichtigten Beobachtung; es iſt als ob ſie ſich unſern Augen lebendig und mit all ihrer verborgenen Bedeutung dar-

ſtellten, aber in dem Augenblick wieder leblos und unergründlich würden, in welchem ſie ſich bewußt würden, daß wir auf ſie blicken. So bildeten ſich jetzt bei dem unverabredeten Blick alle drei Freunde, Miriam, Donatello und der Bildhauer, ein, daß der eherne Papſt mit geiſtigem Leben begabt ſei. Sie fühlten, als ob ein Segen aus ſeiner ausgeſtreckten Hand ſich auf ſie herabſenke, als ob er durch Blick und Geberde die Bürgſchaft einer feſten Vereinigung, welche unter ſeinem Schutze ſtattgefunden hatte, zu billigen ſchien.

Zweites Kapitel.

Hilda's Thurm.

Wenn wir Rom nur einmal gekannt und es verlaſſen haben, dieſes Rom daliegend, wie ein ſeit langem verweſender Leichnam, der aber noch eine Spur der edlen Geſtalt, welche er einſt hatte, zurückbehalten hat, aber mit angehäuftem Staub und einem ſchwammartigen Ueberzug, welcher alle ſeine bewundernswerthern Züge verdeckt — wenn wir es ſonder Zweifel im äußerſten Ueberdruß an ſeinen engen, gekreuzten, verworrenen Straßen verlaſſen haben, dieſe Gaſſen, ſo unbequem mit kleinen viereckigen Steinen von Lava gepflaſtert, daß darauf zu gehen eine Art Buße iſt, überdies ſo unbeſchreiblich häßlich, ſo kalt, einem Baumgange ſo ähnlich, in welchen nie ein Sonnenſtrahl fällt, und wo ein froſtiger Wind ſeinen tödtlichen Athem in unſere Lungen treibt — wenn wir es verlaſſen haben, müde des Anblicks jener unendlichen, ſiebenſtöckigen, gelbgeweißten Hütten, oder nennt ſie meinetwegen Paläſte, wo alles das, was im häuslichen Leben traurig iſt, ver-

größert und vervielfältigt erſcheint; müde, jene Treppen zu erſteigen, welche aus einem Unterſtock von Garküchen, Schuhflickerläden und Pferdeſtällen zu einer mittlern Region von Behauſungen für Prinzen, Cardinäle und Geſandten, und einer obern Reihe von Wohnungen für Künſtler, unmittelbar unter dem unerreichbaren Himmel emporführen, — wenn wir es verlaſſen haben, überdrüſſig, an dem freudeloſen und rauchigen Herdfeuer zu fröſteln und mit unſerer eigenen Subſtanz das räuberiſche kleine Inſektenvolk eines römiſchen Bettes zur Nachtzeit zu mäſten — wenn wir es verlaſſen haben, angeekelt und krank im Herzen von italieniſcher Gaunerei, welche allen bisher noch in uns haftenden Glauben an des Menſchen Redlichkeit ausgerottet hat, und krank im Magen von ſaurem Brot, ſaurem Wein, ranziger Butter und ſchlechter Küche — wenn wir es verlaſſen haben, angewidert von dem Schein der Heiligkeit und von der Wirklichkeit des Schmuzes, jedes gleich allgegenwärtig — wenn wir es verlaſſen haben, halb leblos durch die erſchlaffende Atmoſphäre, deren belebender Urſtoff längſt verbraucht oder durch Myriaden von Schlächtereien verpeſtet worden iſt — wenn wir es verlaſſen haben, niedergedrückt von der Oede ſeines Verfalls und der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Zukunft — kurz, wenn wir es verlaſſen haben, indem wir es von ganzer Seele haſſen, und indem wir unſere eigne Verwünſchung dem Bannfluch beifügen, welchen ſeine alten Verbrechen unverkennbar herabgerufen haben, — wenn wir Rom in einer Stimmung, wie dieſe, verlaſſen haben, ſo ſind wir doch bald über die Entdeckung erſtaunt, daß ſich unſere Herzfäden an die ewige Stadt angeklammert haben und uns wieder dorthin

ziehen, als wäre es uns eine vertrautere und innigere Heimath als ſogar die Stätte, wo wir geboren waren.

Ein ähnliches Gefühl iſt es, mit dem wir jetzt den Lauf unſerer Erzählung zurück durch das Flaminiſche Thor verfolgen, indem wir unſern Weg zu der Via Portogheſe nehmen und die Treppe zu dem obern Zimmer des Thurmes emporklimmen, wo wir Hilda zuletzt ſahen.

Hilda hatte ſich immer vorgenommen, den Sommer in Rom zuzubringen; denn ſie trug ſich mit vielen großen und köſtlichen Arbeiten, die ſie beſſer vollenden konnte, während ihre Lieblingsplätze von der Menge verlaſſen waren, welche ſich den Winter und frühen Lenz hindurch dort drängte. Auch fürchtete ſie die Sommeratmoſphäre nicht, obgleich ſie gewöhnlich für ſo verderblich gehalten wird. Sie hatte ſie bereits vor zwei Jahren geprüft und fand keine üblere Wirkung als eine Art träumeriſcher Mattigkeit, welche durch die erſten kühlen Luftzüge des Herbſtes vertrieben wurde. Der dicht bevölkerte Mittelpunkt der Stadt iſt in der That nie durch das fieberiſche Miasma berührt, welches in der Campagna wie ein belagernder Feind lauert, und nächtlich dieſe ſchönen Wieſen und Wälder um die vorſtädtiſchen Villen heimſucht, gerade zu der Jahreszeit, wo ſie dem Paradies am meiſten gleichen. Was das flammende Schwert dem erſten Eden war, das iſt die Malaria dieſen lieblichen Gärten und Hainen. Wir dürfen ſie immerhin ohne Gefahr an einem Nachmittage durchwandeln, aber ſie können nicht zu einer Heimath und einer wirklichen Wohnſtätte gemacht werden, und unter ihnen zu ſchlafen iſt Tod. Sie ſind deshalb nur Illuſio-

nen, gleich dem Anblick ſchimmernden Waſſers und ſchattigen Laubwerks in einer Wüſte.

Aber Rom genießt innerhalb der Mauern zu dieſer gefürchteten Jahreszeit ſeine feſtlichen Tage, und erhält einen luſtigen Anſtrich durch charakteriſtiſche und althergebrachte Kurzweiligkeiten, für welche ſeine breiten Piazzas überflüſſigen Raum gewähren. Es führt ſein Leben ſogar mit einem freieren Geiſte, jetzt da die Künſtler und ausländiſchen Beſucher auseinander geſtoben ſind. Sehr erklärlich war mithin Hilda's Vorſatz, die Sommertage in den Gallerien römiſcher Paläſte und ihre Nächte in jenem luftigen Zimmer zuzubringen, wohin der ſchwer laſtende Athemzug der Stadt und ihrer Vorſtädte nicht dringen konnte. Es ſchadete ihr vermuthlich nicht mehr als den weißen Tauben, welche beim Sonnenuntergang dieſelbe Atmoſphäre ſuchten, und wenn der Morgen kam, in die engen Straßen zu ihren täglichen Geſchäften hinabflogen, wie Hilda gleichfalls that.

Mit der heiligen Jungfrau Hülfe und Segen, auf welchen ja wohl ſogar eine Ketzerin hoffen durfte, die ſo fromm die Lampe vor ihrem Schrein anbrannte, wird das neuengländiſche Mädchen ſicher in ihrem alten römiſchen Thurme ſchlafen, und ihre maleriſchen Wallfahrten ohne Furcht und Gefahr antreten. Mit der Ausſicht auf einen ſolchen Sommer hatte Hilda viele Monate der Einſamkeit, aber ſüßen Vergnügens vorausgenoſſen. Nicht daß ſie eine unbezwingliche Abneigung gegen Geſelligkeit hatte, oder daß man ihr hätte ſagen müſſen, wir genöſſen ein geiſtiges Vergnügen mit doppelter Wirkung, wenn wir es mit einem Freunde theilen. Aber, ein jungfräuliches Herz in

ihrer Bruſt bewahrend, erfreute ſie ſich der Freiheit, welche ſie noch in Stand ſetzte, ihre eigene Sphäre zu wählen, und darin, wenn es ihr gefiel, ohne einen andern Inſaſſen zu leben.

In ihrer Erwartung auf einen angenehmen Sommer wurde ſie indeſſen traurig getäuſcht. Selbſt wenn ſie vorher keinen Plan dort zu bleiben gehabt hätte, würde Hilda wahrſcheinlich nicht Kraft genug gehabt haben, Rom zu verlaſſen. Eine Erſtarrung, bisher ihrem lebhaften, obgleich ruhigen Temperament fremd, hatte ſich des armen Mädchens bemächtigt, indem ſie, wie eine halbtodte Schlange, in kalten, unlösbaren Verſchlingungen ſich um ihre Glieder ringelte. Es war jene eigenthümliche Verzweifelung, jenes froſtige und drückende Elend, welches nur der Unſchuldige empfinden kann, obgleich es viele der düſtern Kennzeichen hat, welche dem Schuldgefühl eigenthümlich ſind. Es war jene Herzenskrankheit, die hoffentlich wir alle einmal in unſerm Leben zu empfinden unſchuldig genug geweſen ſind, während die Fähigkeit dafür gewöhnlich früh und vielleicht mit einem einzigen heftigen Kampf erſchöpft iſt. Es war jene traurige Gewißheit von der Exiſtenz des Böſen in der Welt, welches, obgleich wir uns lange vorher des düſtern Geheimniſſes völlig bewußt zu ſein glauben, nicht eher ein Theil unſers praktiſchen Glaubens wird, als bis ſie Weſen und Wirklichkeit aus der Sünde irgend eines Führers erlangt, welchem wir Verehrung und inniges Vertrauen ſchenkten, oder eines Freundes, welchen wir herzlich geliebt haben.

Wenn wir zu dieſer Erkenntniß gelangen, ſo iſt es als ob ſich eine Wolke plötzlich über dem Licht des Morgens

geſammelt hätte; eine ſo dunkle Wolke, daß nicht länger irgend ein Sonnenſchein hinter oder über ihr zu ſein ſcheint. Fällt der eine Freund, welcher uns als das Symbol und die Repräſentation alles Guten und Wahren galt, ſo iſt es uns faſt, als ob der Himmel mit ihm fiele und in verworrenem Ruin die Säulen mit herunterſtürzten, welche unſern Glauben aufrecht erhielten. Wir blicken angſtvoll um uns und entdecken — oder vielleicht auch entdecken wir es niemals — daß es nicht wirklich der Himmel war, welcher niederſtürzte, ſondern nur ein ſchwaches Bauwerk unſerer eigenen Einbildungskraft, welches ſich nie höher erhob, als die Hausgiebel und zuſammenſtürzte, weil wir es auf nichts errichteten. Aber das Getöſe und das Entſetzen und der Schmerz ſind für den Augenblick ſo betäubend, als ob die Kataſtrophe die ganze moraliſche Welt mit in den Sturz zöge. Indem wir uns dieſer Dinge erinnern, laßt uns bedenken, daß der höchſte Pfad durch das reine Ideal bezeichnet iſt, welches denjenigen vorſchwebt, die zu uns emporblicken, und welche, wenn wir weniger erhaben auftreten, nie wieder ſo hoch blicken werden.

In Folge der Nothwendigkeit, all ihren Schmerz in ſich verſchließen zu müſſen, erſchien Hilda's Seelenzuſtand nur noch unſeliger. Indem ſie das Bewußtſein von Miriam's Verbrechen in ihrer liebevollen und zarten Seele verſchloſſen hielt, hatte dies für das unſchuldige Mädchen faſt dieſelbe Wirkung, als wäre ſie ſelbſt an dem Verbrechen betheiligt. Dadurch, daß ſie an jenen Antheil nahm, welche ein ſolches Verbrechen begehen konnten, fühlte ſie in der That ihre eigene Fleckenloſigkeit angefochten.

Wäre nur ein einziger Freund dageweſen — oder nicht

ein Freund, da ſie Freunden kein Vertrauen mehr ſchenken konnte, nachdem Miriam ihr Vertrauen getäuſcht hatte — ſondern wäre ein ruhiger, kluger Geiſt, ein mitempfindendes Weſen, oder wenn nicht dieſes, irgend ein halblauſchendes Ohr dageweſen, in welches ſie das fürchterliche Geheimniß wie in eine echoloſe Höhle hätte verſenken können — welche Erleichterung würde dies für ſie gehabt haben! Aber dieſe fürchterliche Einſamkeit! Sie fühlte ſich von ihr umgeben, wohin ſie auch immer ging. Es war ein Schatten in dem Sonnenſchein feſtlicher Tage; ein Nebel zwiſchen ihren Augen und den Bildern, nach welchen ſie zu blicken ſtrebte; ein froſtiges Gefängniß, welches ſie in ſeiner grauen Dämmerung hielt und ſie mit ſeiner ungeſunden Luft nährte, nur für einen Verbrecher geeignet, darin zu athmen und zu verſchmachten. Sie konnte dieſem Kerker nicht entfliehen. Indem ſie bei der Anſtrengung es zu thun, ſich weiter und weiter in die verwickelten Labyrinthe unſerer Natur verirrte, ſtrauchelte ſie wieder und wieder über dieſen tödtlichen Gedanken menſchlicher Schuld.

Arme Dulderin für Anderer Sünde! Armer Brunnen eines jungfräulichen Herzens, in den zufällig ein gemordeter Körper fiel und aus dem er nicht wieder herausgezogen werden konnte, ſondern dort liegt, Tag für Tag, Nacht für Nacht, indem er die früher ſo reine Atmoſphäre mit dem Geruch des Verbrechens und entſetzlichen Todes verpeſtete!

Der tiefſchmerzliche Kummer, welcher Hilda ergriffen hatte, verfehlte nicht, ſein geheimnißvolles Siegel auf ihr Antlitz zu drücken, und ſich gefühlvollen Beobachtern in ihrer Manier und Haltung bemerklich zu machen. Ein junger italieniſcher Künſtler, welcher dieſelben Gallerien

häufig beſuchte, nahm tiefen Antheil an ihrem Ausdruck. Eines Tages während ſie vor Leonardi da Vincis' Gemälde, der Johanna von Aragonien, ſtand, aber augenſcheinlich ohne es zu ſehen — denn wiewohl es ihre Augen angezogen, hatte eine eingebildete Aehnlichkeit mit Miriam ihre Gedanken ſofort abgelenkt — entwarf dieſer Künſtler eine eilige Skizze, welche er ſpäter zu einem vollendeten Portrait ausführte. Es ſtellte Hilda dar, wie ſie mit traurigem und tiefem Entſetzen auf einen Blutfleck blickte, welchen ſie eben jetzt auf ihrem weißen Kleid entdeckt zu haben ſchien. Das Gemälde erregte bedeutende Aufmerkſamkeit. Kupferſtiche davon können noch immer in den Bilderhandlungen auf dem Corſo gefunden werden. Viele Kenner glaubten, daß die Idee dazu dem Bildniß der armen Beatrice Cenci entlehnt ſei, und in der That hatte das Antlitz einen Blick, welcher mit dem wunderbar ſchmerzlichen Blick der armen Beatrice einige Aehnlichkeit hatte. Aber der moderne Künſtler hielt ſtreng die Originalität ſeines Bildes ſowohl als die fleckenloſe Reinheit ſeines Gegenſtandes aufrecht, und pflegte es — und ward für ſeine Mühe ausgelacht — „Unſchuld, an einem Blutfleck ſterbend!" zu nennen.

„Euer Gemälde, Signor Panini, verſchafft Euch Anſehen," bemerkte der Gemäldehändler, welcher es für fünfzehn Scudi von dem jungen Mann gekauft hatte, und es ſpäter für die zehnfache Summe wieder verkaufte; „aber es würde einen höhern Preis haben können, wenn Ihr ihm einen verſtändlicheren Titel gegeben hättet. Indem man auf das Angeſicht und den Ausdruck dieſer lieblichen Signorina blickt, glauben wir leicht zu begreifen, daß ſie an einer oder der andern von jenen Herzensſorgen leidet,

welchen junge Damen nur zu ſehr unterworfen ſind. Aber was ſoll dieſer Blutfleck? Und was hat Unſchuld damit zu thun? Hat ſie ihren treuloſen Geliebten mit einer Haarnadel erſtochen?"

„Sie! ſie ein Verbrechen begehen!" rief der junge Künſtler. „Wie könnt Ihr, wenn Ihr dieſe ſchuldloſe Angſt in ihrem Antlitz beobachtet, eine ſolche Frage thun? Nein; wie ich das Geheimniß deute, ſo iſt ein Menſch in ihrer Gegenwart getödtet worden, und das Blut, welches zufällig an ihr weißes Gewand ſpritzte, hat einen Fleck verurſacht, welcher in ihr Leben frißt."

„Dann, im Namen ihres Schutzheiligen," rief der Gemäldehändler, „warum läßt ſie das Gewand nicht wieder für wenige Baiocchi von ihrer Waſchfrau reinigen? Nein, nein, mein lieber Panini! Das Gemälde iſt jetzt mein Eigenthum, und ich werde es „der Signorina Rache!" nennen. Sie hat ihren Geliebten über Nacht erſtochen, und bereut es ſchon am nächſten Morgen. So gedeutet, erſcheint das Gemälde als eine erklärliche und ſehr natürliche Darſtellung einer nicht ungewöhnlichen Thatſache."

In dieſer rohen Weiſe iſt die Welt gewohnt, alle zarteren Schmerzen zu erklären, welche ihrem Auge begegnen. Es iſt mehr eine gemeine Welt, als eine gemüthloſe.

Aber Hilda erwartete nichts weder von der Zartheit noch dem Mitleid der Welt, und träumte nie von ihren Mißdeutungen. Ihre Tauben flogen oft durch die Fenſter des Thurmes herein, beflügelte Boten, welche ihr ſoviel Mitleid darbrachten, als ſie vermochten, und ſanfte, zärtliche und klagende Töne tief in ihrer Bruſt murmelten, die das Mädchen mehr beruhigten, als es eine deutlichere Sprache

vermocht hätte. Und indem zuweilen Hilda, ſelbſt wie eine Taube flüſternd, leiſe unter den Tauben klagte, fand ſie ſo eine momentane Erleichterung von der Bürde ihres unausſprechbaren Schmerzes, als ob wenigſtens etwas davon dieſen ſchuldloſen Freunden erzählt und von ihnen verſtanden und bemitleidet worden ſei.

Wenn ſie die Lampe vor dem Schrein der Jungfrau anzündete, blickte Hilda nach dem heiligen Bilde und glaubte die zärtliche Theilnahme eines Weibes aus dem rohen, aber naiv innigen Bildwerk ihrem Blick antworten zu ſehen. Wenn ſie kniete, wenn ſie betete, wenn ihr überfülltes Herz das Mitgefühl der göttlichen Weiblichkeit erflehte, war Hilda darum zu tadeln? Es war keine Katholikin, welche an einem Götzenſchrein kniete, ſondern ein Kind, welches ſein thränenbefeuchtetes Geſicht emporhob, Troſt bei einer Mutter zu ſuchen.

Drittes Kapitel.

Ketzerische Gedanken in Gemäldegallerien.

Hilda stieg Tag für Tag von ihrem Taubenschlag herab, und begab sich zu einem oder dem andern von den großen alten Palästen — den Palästen der Pamfili Doria, der Corsini, der Sciarra, der Borgheſe, der Colonna, — wo die Thürsteher sie gut kannten und ihr einen freundlichen Gruß boten. Aber sie schüttelten ihre Köpfe und seufzten, wenn sie den matten Schritt bemerkten, mit welchem sich das arme Mädchen die großen Marmortreppen hinaufschleppte. Da war nichts mehr von der heitern Elasticität, mit welcher sie emporzuschweben pflegte, als ob ihre Tauben ihr ihre Flügel geliehen hätten, noch von jenem sonnigen Glanz glücklicher Stimmung, welcher die verdunkelte Vergoldung der Gemälderahmen und die ärmliche Pracht der Geräthschaften wie mit einem neuen Schimmer zu verklären schien, wenn sie zu ihrer köstlichen, ihrem Gemüth und Geist so entsprechenden Arbeit eilte.

Ein alter deutscher Künstler, welchen sie oft in den Gallerien traf, legte einst seine väterliche Hand auf

Hilda's Haupt, und bat sie, in ihr Vaterland zurückzukehren.

„Geht bald zurück," sagte er mit freundlicher Aufrichtigkeit und Offenheit, „oder Ihr werdet niemals zurückkehren. Und wenn Ihr nicht geht, warum wenigstens bringt Ihr die ganze Sommerzeit in Rom zu? Die Luft ist in so vielen tausend Jahren zu oft eingeathmet worden und ist für eine kleine ausländische Blume, wie Ihr, mein Kind, für eine so zarte Waldanemone aus den westlichen Wäldern nicht gesund!"

„Ich habe nirgends Arbeit, noch Beruf, außer hier," erwiderte Hilda. „Die alten Meister werden mich nicht frei geben!"

„Ach, jene alten Meister!" rief der alte Künstler, seinen Kopf schüttelnd. „Sie sind ein tyrannisches Geschlecht! Ihr werdet in ihnen einen zu mächtigen Geist erkennen, als daß die zarte Hand, der schwache Geist und das sanfte Herz eines jungen Mädchens sich lange mit ihnen befassen könnten. Erinnert Euch, daß Raphael's Genius diesen göttlichsten Maler verzehrte, ehe er sein halbes Leben gelebt hatte. Weil Ihr seinen Einfluß mächtig genug empfindet, um seine Wunder so gut zu reproduciren, wird er Euch sicher wie eine Flamme verzehren."

„Diese Gefahr möchte mir einst gedroht haben," antwortete Hilda, „jetzt aber nicht mehr."

„Ja, liebliches Mädchen, Ihr befindet Euch noch jetzt in dieser Gefahr!" sagte fest der freundliche alte Mann, und er fügte lächelnd, doch mit einem Anstrich von Melancholie und deutscher Phantastik hinzu: „Eines schönen Morgens werde ich mit meiner Palette und meinem Pinsel

nach der Pinakothek des Vaticans kommen, und werde nach meiner kleinen amerikaniſchen Künſtlerin ſuchen, welche in das innerſte Herz der großen Gemälde blickt! Und was werde ich erblicken? Einen Haufen weißer Aſche auf dem Marmorboden, gerade vor des göttlichen Raphael's Gemälde der Madonna da Foligno! Nichts weiter, auf mein Wort! Das Feuer, welches das arme Kind ſo glühend empfindet, wird in ihr Innerſtes gedrungen ſein und ſie zu Aſche verzehrt haben!"

„Ach, das würde ein ſeliges Märtyrerthum ſein!" ſagte Hilda ſchwach lächelnd. „Aber ich bin weit davon entfernt, ſeiner werth zu ſein. Was mir unter andern Sorgen vielen Kummer bereitet, iſt ganz das Gegentheil von dem, was Ihr glaubt. Die alten Meiſter feſſeln mich hier, es iſt wahr, aber ſie erwärmen mich nicht länger mehr durch ihren Einfluß. Nicht eine Flamme, die mich verzehrt, ſondern eine Erſtarrung, die mich durchkältet, iſt es, was mich unglücklich zu machen droht."

„Dann," ſagte der Deutſche, einen durchdringenden Blick auf ſie richtend, „hat Raphael vielleicht einen Nebenbuhler in Euerm Herzen? Er war Eure erſte Liebe; aber junge Mädchen ſind nicht immer beſtändig, und eine Flamme iſt oft durch eine andere ausgelöſcht!"

Hilda ſchüttelte ihr Haupt und wendete ſich hinweg.

Sie hatte jedoch die Wahrheit geſprochen, wenn ſie behauptete, daß Erſtarrung mehr als Feuer dasjenige ſei, was ſie jetzt zu fürchten habe. In jenen düſtern Tagen, welche über ſie gekommen waren, wurde ihr Unglück noch dadurch geſteigert, daß ſie eine Abnahme der Einſicht bei ſich ſpürte, welche ſie einſt in mehr als gewöhnlichem

Maße beſaß. Sie hatte die Fähigkeit verloren — und ſie fürchtete, daß ſie für immer geſchieden ſein möchte — jene großen Kunſtwerke zu würdigen, welche bisher einen ſo großen Theil ihrer Glückſeligkeit ausgemacht hatten. Es war dies kein Wunder.

Ein Gemälde, wie bewundernswerth auch des Malers Kunſt und Talent ſei, verlangt von dem Beſchauer, daß er ſich ihm ganz ergibt, in angemeſſenem Verhältniß zu dem Wunderwerke.

Laßt die Leinwand ſchimmern, wie ſie mag, ihr müßt ſie mit glaubensvollen Augen anblicken, oder ihre erhabenſten Schönheiten entgehen euch. Immer iſt die Nothwendigkeit vorhanden, der Kunſt des Malers mit eurer eigenen Empfänglichkeit und Einbildungskraft nachzuhelfen. Nicht, daß dieſe Eigenſchaften dem Werke des Meiſters wirklich alles hinzufügen ſollen, aber ſie müſſen ſo gänzlich unter ſeine Oberherrſchaft geſtellt werden und mit ihm in einer ſolchen Ausdehnung arbeiten, daß, wenn ihr etwa nicht in der rechten Stimmung, wenn ihr kalt und kritiſch anſtatt mitempfindend ſeid, ihr im Stande ſein müßt, zu glauben, die höhern Verdienſte des Gemäldes gehörten eurer eigenen Träumerei, nicht ſeiner Schöpfung an.

Wie alle Offenbarungen des beſſern Lebens, verlangt die vollkommene Auffaſſung eines großen Kunſtwerkes eine Art einfacher viſionärer Begabung. Hierin, und in ihrer Unterwerfung und der Tiefe und Zartheit ihrer Mitempfindung, hatte Hilda's wunderbare Fähigkeit als eine Copiſtin der alten Meiſter gelegen. Und jetzt, da ihre Fähigkeit inniger Empfindung durch eine ſchreckliche Erfahrung zerrüttet war, geſchah es unvermeidlich, daß ſie

umſonſt unter jenen ſo geehrten und geliebten Freunden nach den Wundern ſuchte, welche ſie bisher in ihren Schöpfungen erblickt hatte. Trotz einer Ehrfurcht, welche länger als ihre Erkenntniß währte, wurde ihre arme Verehrerin faſt eine Ungläubige, und zuweilen zweifelte ſie, ob die bildende Kunſt nicht ganz und gar eine Täuſchung ſei.

Zum erſten Mal in ihrem Leben wurde Hilda jetzt mit jenem eiſigen Dämon der Abgeſpanntheit bekannt, welcher große Gemäldegallerien heimſucht. Er iſt ein wahrhafter Mephiſtopheles und beſitzt den magiſchen Zauber, welcher jeden andern magiſchen Zauber zerſtört. Er vernichtet Färbung, Wärme und in noch höherm Grade Gefühl und Leidenſchaft mit einer Berührung. Wenn er irgendetwas verſchont, wird es etwa ein ſolches Ding ſein, wie ein irdener Topf oder ein Häufchen Häringe bei Teniers; ein Kupferkeſſel, in welchem ihr euer Antlitz erblicken könnt, von Gerard Dow; eine Pelzrobe oder das ſeidene Gewebe eines Mantels, oder ein Strohhut von Van Mieris; oder ein langſtieliges Weinglas, durchſichtig und voll, mit zitterndem Widerſchein, oder ein Stück Brot und Käſe, oder eine überreife Pfirſiche mit einer Fliege darauf, treuer als die Wirklichkeit ſelbſt, aus der Schule holländiſcher Künſtler. Dieſe Männer und ein paar Flamländer, flüſtert der böſe Dämon, waren die einzigen Maler. Die mächtigen italieniſchen Meiſter, wie ihr ſie nennt, waren nicht menſchlich, noch adreſſirten ſie ihre Werke an die menſchliche Empfindung, ſondern an einen falſchen geiſtigen Geſchmack, welchen ſie zuerſt erſchufen. Wohl mögen ſie ihre Arbeiten „Kunſt" nennen, da ſie Kunſt an die Stelle der

Natur ſetzen. Ihre Kunſtweiſe iſt vergangen und ſollte wirklich mit ihnen geſtorben und begraben ſein.

Dann herrſcht auch ein ſolch entſetzlicher Mangel an Mannichfaltigkeit in ihren Gegenſtänden. Die Geiſtlichen, ihre erhabenen Beſchützer, gaben ihnen viele ihrer Themen ein und eine todte Mythologie das Uebrige. Wahrſcheinlich ein Viertheil jeder großen Gemäldeſammlung beſteht aus heiligen Jungfrauen und Chriſtkindern, immer und immer wieder in einer ziemlich monotonen Auffaſſungsweiſe wiederholt. Die Hälfte der andern Gemälde ſind Magdalenen, eine Flucht nach Egypten, Kreuzigungen, Abnahmen vom Kreuz, eine Pietas, das Opfer des Abraham, oder das Märtyrerthum von Heiligen, urſprünglich auf Beſtellung als Altarſtücke, oder für die Schreine von Kapellen gemalt.

Der Reſt der Gallerie umfaßt mythologiſche Gegenſtände, nackte Venus, Ledas, Grazien — kurz eine allgemeine Verherrlichung der Nacktheit, vielleicht einſt friſch und roſig, aber in unſern Tagen gelb und ſchmuzig, von einem nur traditionellen Reiz. Dieſe unſaubern Bilder ſind von denſelben berühmten und gottloſen Händen, welche ſich erkühnten, die erhabenen Geſtalten von Apoſteln und Heiligen, die heilige Mutter des Erlöſers, ihren Sohn in ſeinem Tod und in ſeiner Verherrlichung und ſogar Gott den Vater, zu welchem ſelbſt die Märtyrer nicht ihr Auge zu erheben wagten, in ſeiner Erhabenheit und Schrecklichkeit darzuſtellen. Sie ſcheinen eine wie die andere Aufgabe mit gleicher Eilfertigkeit unternommen zu haben — die entkleidete Frau, welche ſie Venus nennen, oder den Typus der erhabenſten und zarteſten Weiblichkeit in der

Mutter ihres Heilandes — nur daß die erſte ihnen weit beſſer gelang. Wenn ein Künſtler zuweilen eine Jungfrau darſtellte, welche Wärme genug beſitzt, um andächtige Gefühle hervorzurufen, ſo war ſie wahrſcheinlich der Gegenſtand ſeiner irdiſchen Liebe, welchem er dadurch eine Huldigung merkwürdigſter Art zollte, daß er ihr Portrait zur Verehrung ausſtellte, nicht als eine Sterbliche, ſondern als einen Gegenſtand der Anbetung für fromme Seelen.

Und wer kann dem religiöſen Gefühl Raphael's trauen, oder irgend eine ſeiner Jungfrauen für eine vom Himmel herabgeſtiegene Erſcheinung halten, nachdem er zum Beiſpiel die Fornarina im Palaſte Barbarini geſehen und empfunden hat, wie ſinnlich der Maler geweſen ſein müſſe, als er ſolch ein üppiges Weib malte? Würde ſich die heilige Maria ſeinen geiſtigen Viſionen offenbaren und ihn wechſelsweiſe mit Sitzungen beglücken im Verein mit dem Typus glühender weiblicher Sinnlichkeit, dieſer Fornarina?

Doch kaum haben wir dieſen unehrerbietigen Kritiken Ausdruck gegeben, als auch ſchon eine Menge geiſtvoller Geſichter vorwurfsvoll auf uns blicken. Wir ſehen Cherubim von Raphael, deren Kinderunſchuld einzig im Paradies genährt worden ſein konnte; Engel von Raphael, ſo unſchuldig wie ſie, deren heitere Intelligenz aber ſowohl irdiſche als himmliſche Dinge umſchließt; Madonnen von Raphael, auf deren Lippen er eine heilige und zarte Keuſchheit gedrückt, und in deren ſanfte Augen er ein Licht gelegt hat, welches er nie erſonnen haben könnte, wenn er nicht ſeine Augen mit reiner Verehrung himmelwärts erhoben hätte. Wir erinnern uns ferner jenes göttlichſten Geiſtes

in der Transfiguration, und wir nehmen alles das, was wir gesagt haben, zurück.

Die arme Hilda indeß war selbst in ihren düsterſten Augenblicken nie des Hochverraths schuldig, welcher in den obigen Bemerkungen gegen ihren geliebten und verehrten Raphael ausgedrückt ist. Sie hatte eine gewisse Fähigkeit (welche, zum Glück für sie, reine Frauen oft besitzen) alle moralischen Flecke an einem Charakter zu ignoriren, welcher ihre Verehrung gewonnen hatte. Sie läuterte die Gegenstände ihrer Bewunderung einzig dadurch, daß sie mit so fleckenlosen Augen auf sie hinblickte.

Trotzdem hatte Hilda's Abgespanntheit, während sie ihr Empfindungsvermögen in einer Hinsicht schwächte, es in einer andern gesteigert; sie sah die Schönheit weniger lebhaft, empfand aber die Wahrheit oder den Mangel derselben nur um so tiefer. Sie fing an zu vermuthen, daß wenigstens einige ihrer verehrten Maler eine unvermeidliche Hohlheit in ihren Werken offenbart hätten, weil sie in den berühmtesten derselben der Welt das auszudrücken suchten, was sie nicht in ihrer Seele hatten. Was war es nicht allein schon für eine schauerliche Frivolität, wenn sie die Physiognomie irgendeiner käuflichen Schönheit zu Gemälden benutzten, welche bestimmt waren, an den heiligsten Orten aufbewahrt zu werden. Ein Mangel an Ernst und absoluter Wahrheit ist gewöhnlich bei italienischen Gemälden in der Periode wahrzunehmen, als die Kunst zur Vollendung gelangt war. Wenn ihr gerade das Tiefste begehrt, dann haben diese Maler nichts, womit sie euer Verlangen befriedigen könnten. Eine durchdringende geistige Wahrnehmungskraft, und eine wunderbare Fertigkeit

äußerlicher Arrangirung vertrat bei ihnen die Stelle der lebendigen Sympathie, Empfindung und Begeiſterung. Und daher geſchieht es, daß gerade unbedeutende und weltliche Menſchen zu den beſten Beurtheilern ihrer Werke gehören; Geſchmack für Malerei iſt oft weiter nichts als eine Politur auf dem harten Email eines künſtlich angelegten Charakters. Hilda hatte ihr ganzes Herz daran verſchwendet, und fand (gerade als hätte ſie es an ein irdiſches Götzenbild gehangen), daß der größere Theil umſonſt verſchwendet war.

Für einige der frühern Maler behielt ſie indeß noch viel von ihrer alten Verehrung. Sie fühlte, Fra Angelico müſſe zwiſchen jeden zwei Pinſelſtrichen ein demüthiges Verlangen ausgehaucht haben, um das vollendete Gemälde zu einem ſo ſichtbaren Gebet zu machen, als wir es in den der menſchlichen Sphäre entrückten Geſtalten eines keuſchen Engels oder eines Heiligen bei ihm erblicken. Auch noch heute können ſeine Werke ein kämpfendes Herz noch immer zum Beten anregen. Perugino war augenſcheinlich ein frommer Mann; und die heilige Jungfrau zeigt ſich ihm deshalb in erhabenern und lieblichern Zügen himmliſcher Weiblichkeit, und doch mit einer Art Schlichtheit in ihrer ganzen Erſcheinung, als ſogar Raphael's Genius erſinnen konnte. Sodoma betete und weinte ohne Zweifel, während er ſein Fresco zu Siena, Chriſtus an eine Säule gebunden, malte.

In ihrem gegenwärtigen Bedürfniß und Hunger nach einer geiſtigen Offenbarung fühlte Hilda ein großes und quälendes Verlangen, dieſes zuletzt erwähnte Bild noch einmal zu ſehen. Es iſt unſaglich ergreifend. So ermattet

iſt der Heiland, und vom Todesſchmerz zum äußerſten erſchöpft, daß ſich ſeine Lippen aus bloſer Erſchöpfung geöffnet haben; ſeine Augen ſcheinen erloſchen; er verſucht ſein Haupt gegen die Säule zu lehnen, und er iſt vom Niederſinken auf die Erde nur durch die Stricke abgehalten, mit denen er gebunden iſt. Die ergreifendſte Wirkung wird durch das Gefühl der Verlaſſenheit hervorgerufen. Ihr erblickt den Heiland von Himmel und Erde verlaſſen, in ihm iſt jene Verzweiflung, welche ihm jene troſtloſeſte Aeußerung abpreßte, die ein Menſch jemals that: „warum haſt Du mich verlaſſen?“ Sogar in dieſer höchſten Noth iſt er dennoch göttlich. Der große und ehrfurchtsvolle Maler hat nicht zugegeben, daß der Sohn Gottes nur ein Gegenſtand des Mitleids ſei, obgleich er ihm in einem ſo tief bemitleidenswerthen Zuſtand darſtellte. Er iſt davon befreit, wir wiſſen nicht wie — durch nichts weniger als ein Wunder — durch den Ausdruck einer himmliſchen Majeſtät und Schönheit. Er iſt ſo ſehr und ſo ſichtbar unſer Erlöſer, dort gebunden, dort dahinſchmachtend und von der Geißel blutend, mit der Ausſicht auf das Kreuz, als ſäße er auf ſeinem Thron voll Herrlichkeit in den Himmeln! Sodoma hat in dieſem unvergleichlichen Bilde mehr als alle Theologen gethan, die Unvereinbarkeit der göttlichen Allmacht mit der gequälten und duldenden Menſchheit in einer und derſelben Geſtalt vereinigt darzuſtellen.

Dieſes geheiligte Werk des Genius zeigt, was bildende Kunſt, andächtig ausgeübt, zum Frommen religiöſer Wahrheit wirken könnte, indem ſie tiefere Geheimniſſe der Offenbarung in ſich ſchließt und ſie dem Herzen des Menſchen

näher bringt und es empfänglicher für ſie macht, als die beredteſten Worte von Prieſtern und Propheten.

Es ſind nicht Gemälde wie das Obige, welche den Kern der Gallerien in Rom oder ſonſt wo bilden, ſondern Productionen, welche unermeßlich unter ihnen ſtehen, und zu deren Würdigung es einer ſehr verſchiedenen Geiſtesſtimmung bedarf. Wenige Kunſtliebhaber ſind mit einer zarten Empfänglichkeit für die Empfindung eines Gemäldes begabt; dieſe Empfänglichkeit wird nicht durch ein unheiliges Leben gewonnen, noch wird ſie dadurch irgend moraliſch veredelt. Die Liebe zur Kunſt iſt deshalb von der Liebe zur Natur in Betreff ihres Einfluſſes weit verſchieden; wäre aber die Kunſt nicht von ihren legitimen Wegen und Zielen abgewichen, ſo müßte ſie das Leben ihrer Verehrer mild und menſchlich machen und zwar ſogar in einem ausgedehnteren Grade als die Anſchauung der gegenſtändlichen Natur. Nun aber hat ſie aus eigener Kraft keine ſolche Wirkung; ſie kann das Herz im Trübſal nicht tröſten; ſie wird düſter, wenn der Schatten auf uns liegt.

So wanderte das traurige Mädchen durch jene langen Gallerien und über das Moſaikpflaſter von weiten, einſamen Sälen, indem ſie ſich wunderte, was aus dem Glanz geworden ſei, welcher von den Wänden auf ſie herabzuſtrömen pflegte. Sie verlor ſich in eine troſtlos kritiſche Stimmung und verurtheilte faſt jedes Ding, was ſie ſonſt zu bewundern gewohnt war. Bisher drang ihr Gefühl tief in ein Gemälde ein, obſchon es immer noch Tiefe zurückzulaſſen ſchien, welche zu ergründen ſie ſich nicht Kraft genug zutraute; jetzt im Gegentheil unterſuchte ſie ſcharfſinnig die Leinwand wie mit einer Senknadel von Stahl, und fand

überall nur Leere und darüber eine gemalte Rinde. Nicht daß ſie alle Kunſt als werthlos aufgab, nur ihre Weihe war ihr verloren gegangen. Unter zehntauſend von Gemälden fand ſie nur eins, welches ihr würdig erſchien, im Beifall der Menſchheit von Generation zu Generation fortzuleben, bis die Farben erbleichen und ſich verdunkeln, oder die Leinwand gänzlich morſch iſt. Was die übrigen betrifft, ſo laßt ſie auf der Bodenkammer aufgeſpeichert werden, gleich den Werken mittelmäßiger Poeten, wenn ihr kurzer Tag vorüber iſt. Iſt ein Maler eine geheiligtere Perſon als ein Dichter?

Dieſe Gallerien in römiſchen Paläſten waren jetzt für Hilda — obgleich ſie dieſelben noch immer mit der vergeblichen Hoffnung durchwandelte, ihre Sympathie zurückzugewinnen — faſt noch troſtloſer, als die weißangeſtrichenen Wände einer Gefängnißzelle. Wenn ein prächtiger Palaſt, wie es gewöhnlich der Fall, auf einem veralteten Verbrechen und ſteinharten Gewiſſen gegründet worden wäre, wenn der Prinz oder Cardinal, welcher den Marmor ſeiner ausgedehnten Behauſung von dem Coloſſeum oder irgendeinem römiſchen Tempel ſtahl, noch tödtlichere Verbrechen ausgeübt hätte, als er wahrſcheinlich that, ſo könnte es für ſeinen Geiſt keine paſſendere Beſtrafung geben, als beſtändig durch dieſe langen Zimmerreihen, und auf dieſem kalten Marmor- oder Moſaikboden hin und her zu wandeln. Stellt euch den Vorfahren der Doria's vor, wie er ſo dieſe laſtenden Hallen beſucht, in denen ſeine Nachkommenſchaft wohnt! Auch würde es ſein monotones Elend nicht lindern, ſondern es mannichfaltig ſteigern, wenn er gezwungen wäre, jene Meiſterſtücke der Kunſt genau zu be-

trachten, welche er mit ſoviel Koſten und Mühe ſammelte, ohne ſie zu verſtehen. So ohne Verſtändniß angeſchaut, würde ihm jedes Gemälde nur einen weitern Theil ſeiner Lebenswärme entziehen.

In dieſer oder ähnlicher Richtung bewegen ſich die quälenden Gedanken jener, welche die Gemälde zu genießen ſuchen, während ſie ſich in einer troſtloſen Gemüthsſtimmung befinden. Jeder Beſucher von Gemäldegallerien müßte es, ſollten wir glauben, in größerm oder geringerm Grade erfahren haben; Hilda nie bis jetzt, aber jetzt um ſo bitterer.

Und jetzt, zum erſtenmal ſeit ſo vielen Jahren ihres jungen Lebens, fing ſie an mit dem Schmerz der Verbannung vertraut zu werden. Ihre erfindſame Einbildungskraft zauberte ihr lebhafte Scenen ihres Geburtsdorfes, mit ſeinen großen, alten Ulmbäumen vor die Augen: jene reinlichen, bequemen Häuſer, welche den breiten graſigen Rand der Dorfgaſſe entlang geſtreut ſind, jenes weiße Bethaus, und ihrer Mutter Thür, und den Strom goldbraunen Waſſers, welchen ihr Geſchmack für Farbe dieſe ganze Zeit durch in ihrer Erinnerung fließend erhalten hatte. O traurige Straßen, Paläſte, Kirchen und königliche Grabmäler des heißen und ſtaubigen Roms, mit der ſich durch ſeine Mitte hindurchſchleichenden, ſchlammigen Tiber, ſtatt des goldbraunen Flüßchens! Wie ſie unter dieſer zerbröckelnden Pracht litt, als wäre ſie in Maſſe auf ihr weibliches Herz gehäuft! Wie ſie ſich nach jener einfachen Heimſtätte ſehnte, jenen häuslichen Scenen, jenen Geſichtern, welche ſie immer gekannt hatte, jenen Tagen, welche nie eine merkwürdige Begebenheit herbeiführten;

jenem Leben von nüchternen Wochentagen, mit einem feierlichen Sabbath am Schluß! Der beſondere Wohlgeruch eines Blumenbeetes, welches Hilda zu bebauen pflegte, theilt ſich friſch ihrer Erinnerung von jenſeits des Oceans mit, nach ſo vielen Jahren, ſeit welchen die Blumen verwelkt waren. Ihr Herz wurde weich bei den hundert Erinnerungen, welche bei dieſem erträumten Duft von todten Blüthen erwacht waren; es war, als würde eine Schublade geöffnet, wo vielerlei Dinge aufbewahrt waren, und jedes von ihnen duftete von Lavendel und friſchen Roſenblättern.

Wir ſollten Hilda's Gedanken nicht verrathen; aber die Wahrheit iſt, daß, indem ſie ſo traurig, ſo gänzlich allein war und ein ſolch großes Bedürfniß nach Mitgefühl empfand, ihre Gedanken zuweilen zu dem Bildhauer zurückkehrten. Wäre ſie ihm jetzt begegnet, ſo möchte er zwar ihr Herz nicht ſofort gewonnen haben, aber ihr Vertrauen würde, wie ein Vogel zu ſeinem Neſt, zu ihm geflogen ſein. Vorzüglich an einem Sommernachmittag lehnte Hilda auf den Zinnen ihres Thurmes, und blickte über Rom nach den entfernten Bergen, wohin Kenyon ſich begeben hatte.

„O, daß er hier wäre," ſeufzte ſie; „ich vergehe unter dieſem ſchrecklichen Geheimniß; und er könnte mir es tragen helfen. Ach, daß er hier wäre!"

Denſelben Nachmittag, wie ſich der Leſer erinnern wird, fühlte Kenyon Hilda's Hand an der ſeidenen Schnur ziehen, welche mit ſeinem innerſten Herzen verknüpft war, als er auf den Zinnen von Monte Beni ſtand und nach Rom blickte.

Viertes Kapitel.

Altäre und Weihrauch.

Rom hat für die Tröſtung der Seelen gewiſſe Zufluchtsſtätten, die für alle Bedürftigen leichter zur Hand ſind, als dies an irgend einem andern Ort unter dem Himmel der Fall iſt; und Hilda's trauriger Gemüthszuſtand ſetzte ſie beſonders dieſer Gefahr aus, wenn es gerechterweiſe Gefahr genannt werden kann, auf dieſe Weiſe Troſt zu ſuchen oder zu erlangen.

Hätten die Jeſuiten den Zuſtand dieſes bekümmerten Herzens gekannt, ſo würde ihr ererbter neu-engliſcher Puritanismus die arme Jungfrau kaum vor der geiſtlichen Kriegskunſt dieſer guten Väter bewahrt haben. Es würde ihr zuletzt unmöglich geweſen ſein, der Anziehungskraft eines Glaubens zu widerſtehen, welcher ſich jedem menſchlichen Bedürfniß ſo wunderbar anzupaſſen weiß. Nicht etwa daß er die Begehrniſſe der Seele befriedigen könnte, aber er kann wenigſtens der Seele zuweilen zu einer höhern Befriedigung verhelfen, als der Glaube ſelbſt in ſich ſchließt. Er umfaßt eine Menge äußerlicher Formen, in welche das Spirituelle gekleidet und worin es

offenbart werden kann; er hat gleichsam viele gemalte Fenster, durch welche der himmlische Sonnenschein, sonst vernachlässigt, sich in Visionen voll Schönheit und Glanz herrlich sichtbar machen kann. Es gibt nicht ein Bedürfniß oder eine Schwachheit der menschlichen Natur, für welche der Katholicismus ohne ein Hülfsmittel zu sein gestehen wird; Herzensstärkungen besitzt er gewiß im Ueberfluß, und Besänftigungsmittel in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, die einst unverfälschte Heilmittel gewesen sein mögen, aber durch das lange Aufbewahren ein wenig schlechter geworden sind.

Der Katholicismus — man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — ist ein solches Wunder von Organisation zur Erreichung seiner eigenen Zwecke, von denen viele der Bewunderung würdig zu sein scheinen mögen, daß es schwierig ist, ihn für eine blos menschliche Erfindung zu halten. Seine mächtige Maschinerie ist nicht im Mittelpunkt der Erde, sondern oben oder unten geschmiedet und zusammengefügt worden. Wenn es nur Engel wären, welche sie in Bewegung hielten, anstatt der sehr verschiedenen Klasse von Ingenieuren, welche jetzt die Räder und Sicherheitsklappen der Maschine handhaben, so würde das System die Würde und Heiligkeit seines Ursprungs bald wieder für sich in Anspruch nehmen.

Hilda hatte bisher viele Pilgerfahrten durch die Kirchen von Rom gemacht, um ihre Pracht zu bewundern. Ohne einen Blick auf diese Paläste der Andacht zu werfen, ist es unmöglich, sich die Herrlichkeit der Religion vorzustellen, welche sie errichtete. Viele von ihnen schimmern von geschliffenem Gold. Sie erglänzen von Gemälden.

Ihre Mauern, Säulen und Bogen ſcheinen ein Viereck von koſtbaren Steinen, ſo ſchön und ſelten iſt der Marmor, mit welchem ſie getäfelt ſind. Ihr Pflaſter beſteht oft aus Moſaik von ſeltener Arbeit. Um ihre hohen Karnieſe ſchweben Schaaren von gemeißelten Engeln; in der Wölbung der Decke und dem ausgebauchten Innern des Domes ſind Frescomalereien von ſolcher Pracht, mit ſolch kunſtvoller Perſpective gearbeitet, daß der Himmel, mit heiligen Geſtalten erfüllt, nur in geringer Entfernung über dem Beſchauer geöffnet zu ſein erſcheint. An den Seitenflügeln öffnen ſich Kapellen, die von Fürſten zu ihren eignen Begräbnißſtätten und als Schreine für ihre beſondern Heiligen decorirt ſind. In dieſen iſt der Glanz des ganzen Gebäudes zu einem Brennpunkt vereinigt und angeſammelt. So lange nicht Worte Edelſteine ſind, um mit vielfarbigem Licht auf dem Blatte zu flammen und von da einen blendenden Schimmer in das Auge des Leſers zu werfen, ſo lange wird es umſonſt ſein, die Beſchreibung einer fürſtlichen Kapelle zu verſuchen.

Ruhelos in ihrer Qual, unternahm jetzt Hilda eine neue Pilgerreiſe unter dieſen Altären und Schreinen. Sie erſtieg die hundert Stufen der Ara Coeli; ſie betrat das weite, ſchweigende Schiff von St. Johannes im Lateran; ſie ſtand in dem Pantheon, unter der runden Oeffnung im Dom, durch welche noch immer der blaue, ſonnige Himmel herabblickt, wie er zu jener Zeit herabzublicken pflegte, als ſich römiſche Gottheiten in den antiken Niſchen befanden. Sie betrat jede Kirche, welche ſich vor ihr erhob, aber jetzt nicht mehr, um ihre Pracht zu bewundern, die auf ſie kaum mehr Eindruck machte, als wäre es das aus Fichtenſtämmen

erbaute Innere eines neu-engliſchen Bethauſes geweſen. Sie nahm nun immer mehr wahr — und es war dies eine gefahrvolle Beobachtung — wie eifrig und tröſtlich ſich der päpſtliche Glaube allen menſchlichen Angelegenheiten anpaßt. Unmöglich war's ihr zu zweifeln, daß unzählige Menſchen ihre Erbauung in ihm fanden, welche in unſerer ganzen formloſen Art der Gottesverehrung keine finden würden, zumal da ihre Segnungen nur zu beſtimmten und allzuſeltenen Stunden genoſſen werden können. Aber hier kann der Hunger nach göttlicher Nahrung, komme er zu welcher Stunde er wolle, in jedem Augenblick geſtillt werden. Auf einem oder dem andern Altar ſteigt der Weihrauch ſtets empor; die Meſſe wird jederzeit abgehalten und trägt die Andacht ſolcher, welche keine Worte für ihr Gebet haben, mit empor. Und wenn der Andächtige ein beſonderes Geſuch darzubringen und ſein Herzensgeheimniß leiſe herauszuflüſtern hat, ſo ſind geweihte Hörer immer bereit, es von ſeinen Lippen zu empfangen; und was ihn noch mehr ermuthigt, dieſe Hörer ſind nicht immer Geiſtliche geweſen, ſondern ſie haben in ihre jetzigen himmliſchen Anſchauungen die demüthigenden Erinnerungen menſchlicher Erfahrung mit hinübergenommen. Jetzt ein Heiliger im Himmel, ſonſt ein Menſch auf Erden!

Hilda ſah Bauern, Bürger, Soldaten, Edelleute, Frauen mit bloßen Köpfen, Damen in ihrer Seide in die Kirche eintreten, für Augenblicke oder für Stunden niederknien, und ihre unhörbaren Gebete nach dem Schrein eines Heiligen ihrer eignen Wahl richten. In ſeiner geweihten Perſon fühlten ſie ſich eines Freundes im Himmel verſichert. Sie waren zu demüthig, um ſich der Gottheit

ohne einen Mittler zu nahen. Sich ihrer Unwürdigkeit bewußt, baten ſie um die Vermittlung ihres mitfühlenden Patrons, welcher, wegen ſeines alten Märtyrerthums und nach ſo vielen Jahren himmliſchen Lebens, es wagen durfte, mit dem Allmächtigen faſt wie ein Freund mit dem Freund zu ſprechen. Obgleich vor ihrem Richterſtuhle ſtumm, durfte ſogar die Verzweiflung ſprechen, und das Elend ihrer Seele wie Waſſer ausgießen vor einem Anwalt, welcher ſo weiſe war, den Fall zu begreifen, ſo beredt, ihn zu vertheidigen, und ſo mächtig, Verzeihung zu gewinnen, welcher Art die Schuld auch war. Hilda ſah mit eignen Augen ein Beiſpiel dieſer Art des Vertrauens zwiſchen einem jungen Mann und ſeinem Heiligen. Er ſtand vor einem Altar, indem er ſeine Hände rang und wand; ſeinen ganzen Körper in einem Todeskampf reuevoller Erinnerung verdrehend, kniete er endlich nieder, um zu weinen und zu beten. Wenn dieſer Jüngling ein Proteſtant geweſen wäre, würde er dieſe ganze Qual in ſeinem Herzen verſchloſſen gehalten haben, und er würde ſie dort haben brennen laſſen, bis ſie ihn zur Gleichgültigkeit ausgetrocknet hätte.

Oft und lang hielt ſich Hilda vor dieſen Altären und Kapellen der Jungfrau auf, und ſchied mit widerſtrebenden Schritten von ihnen. Hier, wie eigenthümlich es vielleicht auch ſcheinen mag, gewährte ihr zartes Verſtändniß der Kunſt ihr einen großen Vortheil, und der Katholicismus verlor dadurch eine Bekehrte. Hätte der Maler die Maria mit einem himmliſchen Antlitz dargeſtellt, ſo wäre die arme Hilda jetzt gerade in der Stimmung geweſen, ſie anzubeten und den Glauben anzunehmen, in welchem ſie

eine ſo erhabene Stellung einnahm. Aber ſie erkannte, daß es nur das geſchmeichelte Bildniß einer irdiſchen Schönheit war; zum höchſten das Weib des Künſtlers; oder es mochte ein Landmädchen aus der Campagna ſein, oder irgendeine römiſche Prinzeſſin, welcher er ſeine Huldigung darzubringen wünſchte. Aus Liebe oder ſelbſt irgendeinem weniger gerechtfertigten Grunde hat der alte Maler dieſe Frauen verherrlicht; dadurch gewann er für ſie, ſoweit ſeine Geſchicklichkeit eben reichte, nicht nur die Palme der Unſterblichkeit, ſondern das Vorrecht, über chriſtlichen Altären zu thronen und mit weit heiligerer Inbrunſt angebetet zu werden, als da ſie noch auf Erden wohnten. Hilda mit ihrem feinen Gefühl für das Paſſende und Schickliche konnte nicht verleitet werden, vor ſolch einem Altar zu knien.

Nie fand ſie gerade die jungfräuliche Mutter, welcher ſie bedurfte. Hier war es eine irdiſche Mutter, den irdiſchen Säugling in ihrem Schooß hegend und verehrend, wie eine jede Mutter thut, von Eva's Zeit bis auf den heutigen Tag. Auf einem andern Gemälde zeigte ſich in dem Antlitz der Mutter eine dumpfe Ahnung von irgendeiner göttlichen Eigenſchaft in dem Kinde. In einem dritten ſchien der Künſtler eine höhere Idee vor Augen gehabt und eifrig dahin geſtrebt zu haben, die Freude der Jungfrau, den Heiland zur Welt gebracht zu haben, und ihre Ehrfurcht und Liebe für die kleine Geſtalt, welche ſie gegen ihren Buſen preßte, recht ans Licht zu ſtellen. Soweit war alles gut, aber noch ſuchte Hilda nach etwas mehr: ein Antlitz von himmliſcher Schönheit, aber menſchlich ſowohl wie himmliſch und mit dem Schatten vergangenen Kummers

darauf; leuchtend durch unſterbliche Jugend, doch matronenhaft und mütterlich, und mit einer königlichen, aber unausſprechlich lieblichen Würde, als mit dem höchſten und tiefſten Attribut ihrer Göttlichkeit ausgeſtattet.

„Ach," dachte Hilda im Stillen, „warum ſollte es kein Weib geben, welches auf die Gebete von Weibern hört? warum nicht eine Mutter im Himmel für alle mutterloſen Mädchen gleich mir? Kann Gott in all' ſeiner Güte und Sorge für uns dieſes Geſchenk uns entzogen haben, deſſen unſere Schwachheit ſo ſehr bedarf?"

Oefter als in die andern Kirchen ging ſie in die St. Peterskirche. Innerhalb ihrer ausgedehnten Grenzen, dachte ſie, und unter der Wölbung ihres großen Domes ſollte Raum für jeden chriſtlichen Glauben ſein; Raum zu knien ſowohl für den Gläubigen, als den Ketzer; angemeſſene Hülfe für das geiſtige Bedürfniß jeder Creatur.

Hilda war nicht immer von der Größe dieſer mächtigen Kathedrale völlig ergriffen geweſen. Als ſie zum erſtenmal den ſchweren ledernen Vorhang an einer der Thüren lüftete, war ein dämmriges Gebäude ihrer Phantaſie durch den Anblick der Wirklichkeit verdrängt worden. Ihre Vorſtellung von der St. Peterskirche war ein Gebäude von keinem beſtimmten Umriß, unklar in ſeiner Architektur, düſter, grau und ungeheuerlich, von einer unermeßlichen Perſpective und überwölbt von einem Dom wie von einem wolkigen Firmament. Unter dieſer ungeheuern Breite und Höhe, wie ſie ſich dieſelbe vorgeſtellt hatte, müſſe, meinte ſie, der Menſch ſeine Kleinheit als Individuum fühlen, und die Seele in ihrer Unermeßlichkeit triumphiren. Sie fühlte ſich enttäuſcht und hatte bei

ihren frühern Beſuchen, als die unermeßliche Pracht des wirklichen Innern vor ihren Augen erglänzte, den Dom in profaner Weiſe eine großartige Hübſchheit genannt, ein heiteres Kabinetsſtück auf einer rieſenhaften Scala, ein Juwelenkäſtchen in wunderbarer Vergrößerung.

Dieſes letzte Bild gefiel ihrer Phantaſie am beſten; ein Juwelenkäſtchen, im Innern mit koſtbaren Steinen von verſchiedenen Farben ausgelegt, ſodaß nicht eines Haares Breite ſeines engen Innern von ſeinen glänzenden Edelſteinen ungeſchmückt ſein ſollte. Stellt euch ſo ein winziges Wunder einer Moſaikſchachtel vor, die zu der Größe einer Kathedrale ausgedehnt iſt, ohne den intenſiven Glanz ihrer Kleinheit zu verlieren, deren ganze kleine Pracht vielmehr dahin trachtet, erhaben zu ſein! Die magiſche Umwandlung vom Winzigen zum Ungeheuern iſt aber nicht ſo gelungen, daß nicht die reiche Verzierung den Eindruck von Raum und Höhe ſchwächte. Der Beſchauer nimmt mehr die Grenzen des Raumes als ſeine Ausdehnung wahr.

Noch nach vielen Beſuchen fuhr Hilda fort, um jenes düſtere, grenzenloſe Innere zu trauern, welches ihr von Kindheit an vor Augen geſchwebt hatte, welches aber bei ihrem erſten Blick durch die wirkliche Thür verſchwand. Sie war geneigt, ihre kindiſche Viſion der Kathedrale vorzuziehen, welche Michael Angelo und all' die großen Architekten erbaut haben; von dem Traumgebäude hatte ſie geſagt: „Wie groß es iſt!" während ſie von der wirklichen St. Peterskirche nur ſagen konnte: „Genau betrachtet, iſt ſie nicht ſo unermeßlich!" Hierzu kommt, daß die Kirche, ſowie ſie iſt, nirgends auf Einen Blick überſehen werden

kann. Sie ſteht da in ihrer eignen Weiſe. Ihr ſeht einen Flügel oder ein Tranſept; ihr ſeht das Schiff oder die Emporbühne; aber wegen ihrer gewichtigen Pfeiler und anderer Hinderniſſe könnt ihr nur durch dies fragmentariſche Verfahren eine Idee von der Kathedrale erhalten.

Es gibt keine Antwort auf ſolche Einwürfe. Die große Kirche lächelt ruhig über ihre Beurtheilungen und ſagt ſtatt jeder Erwiderung: „Blickt auf mich!“ und wenn ihr noch immer über den Verluſt eures mächtigen Traumgebildes grollt, kommt keine Antwort außer: „Blickt auf mich!“ in endloſer Wiederholung, als das einzige, was zu ſagen iſt. Und nachdem ihr viele Male und in langen Zwiſchenräumen darauf hingeblickt habt, entdeckt ihr plötzlich, daß ſich die Kathedrale allmälig über den ganzen Umfang eurer Vorſtellung ausgedehnt hat; ſie bedeckt den ganzen Grundplan eures eingebildeten Tempels und hat unter dem Dom für ſeine wolkigen Zinnen Raum.

Eines Nachmittags, als Hilda die St. Peterskirche in düſterer Stimmung betrat, ſtrahlte deren Inneres mit der ganzen Wirkung einer neuen Schöpfung auf ſie herab. Es ſchien ihr eine Verkörperung von allem, was die Einbildungkraft erdenken oder das Herz wünſchen konnte — ein prächtiges, umfaſſendes, majeſtätiſches Symbol des religiöſen Glaubens. Aller Glanz ſchien in ihre Umfaſſungsmauern eingeſchloſſen. Hilda blickte ſogar mit Vergnügen auf die Mannichfaltigkeit der Verzierungen. Sie freute ſich über die Cherubim, welche auf den Pilaſtern prangten, und über die Tauben aus Marmor, mit grünen Olivenzweigen aus koſtbaren Steinen. Sie mochte von der vielfachen Pracht jetzt nichts mehr entbehren, welche

auf hundert Stellen reichlich genug verſchwendet war, um die einzelnen Altäre in einer andern Kirche weltberühmt zu machen, welche aber hier in dem ungeheuern, ſtrahlenden Ganzen hinwegſchwand und im Einzelnen in gar keinen beſondern Betracht kam. Doch ſteuerte alles und jedes ſeine Kleinigkeit zu der Größe des Ganzen bei.

Sie würde keinen von jenen düſtern Päpſten hinweggewünſcht haben, welcher jeder auf ſeinem eignen Grabmal ſitzt und kalte Segnungen mit ſeinen Marmorhänden ausſtreut, noch eine einzige froſtige Schweſter jener allegoriſchen Familie, welcher — wie bezahlten Leidtragenden bei einem engliſchen Begräbniß — das Amt über den Todten zu weinen zugewieſen iſt. Wenn ihr dieſe Dinge zu ſehen die ernſtliche Abſicht habt, ſo ſtellen ſie ſich euch dar; wenn ihr ſie für unpaſſend und nicht am Platze haltet, ſo verſchwinden ſie individuell genommen, aber laſſen ihr Leben auf den Wänden zurück.

Das Pflaſter! es ſtreckte ſich unbegrenzbar in einer Fläche von vielfarbigem Marmor aus, wo Tauſende von Betenden zuſammen knien und ſchattenloſe Engel unter ihnen umhergehen könnten, ohne mit ihren himmliſchen Gewändern gegen die irdiſchen zu ſtreichen. Das Dach! Der Dom! Reich, prachtvoll, mit Sonnenſchein erfüllt, heiter erhaben und nach Jahrhunderten unverderblichen, ſchienen dieſe hohen Tiefen die Himmel für ſterbliche Faſſungskraft verſtändlich zu machen und den Geiſt zu einer noch höhern und entferntern Sphäre aufwärts zu verhelfen. Muß nicht der Glaube, welcher dies unvergleichliche Gebäude erbaute und von ihm aus erwärmt, erleuchtet und befruchtet wurde, das in ſich ſchließen, was

auch das höchste menschliche Trachten befriedigen oder dem schmerzlichsten menschlichen Bedürfniß abhelfen kann? Wenn die Religion eine materielle Heimstätte hat, war sie nicht hier?

Als die Scene, welche wir nur schwach wiederzugeben suchten, ruhevoll majestätisch vor dem Neu-Engländer-Mädchen bei ihrem Eintritt aufleuchtete, bewegte sie sich, wie durch einen unwiderstehlichen Instinct getrieben, zu einem von den heiligen Wasserbecken, die durch zwei mächtige Cherubim gegen eine Säule emporgehalten werden. Hilda tauchte ihre Finger hinein und hätte beinah auch das Zeichen des Kreuzes gemacht, aber sie unterließ es, sie zitterte, während sie das Wasser von ihren Fingerspitzen schüttelte. Es war ihr, als ob der Geist ihrer Mutter irgendwo in dem Dom auf ihr Kind, die Tochter puritanischer Vorfahren, herabblickte und über die durch diesen schimmernden Aberglauben Befangene weinte. So schritt sie traurig weiter, das Schiff aufwärts, und den hundert goldnen Lichtern entgegen, welche vor dem hohen Altar flackern. Als sie nun ein Weib, einen Priester und einen Soldaten niederknien sah, um die von frühern Lippenberührungen hellglänzende Zehe des St. Petrus aus Erz zu küssen, welche derselbe zu diesem Zweck über sein Piedestal hinausdrängt, während ein Kind sich auf den Fußspitzen erhob, dasselbe zu thun, da war der Schimmer der Kirche vor Hilda's Augen plötzlich wie verdunkelt. Aber sie schritt wieder weiter in fernere Regionen. Sie wendete sich nach dem rechten Transept und fand von dort ihren Weg zu einem Altarschrein, im äußersten Winkel des Gebäudes, welcher mit einer Mosaikcopie nach Guido's

ſchönem Erzengel, wie er den gefallenen Feind niedertritt, geſchmückt iſt.

Dieſes war eines von den wenigen Gemälden, welches in dieſen traurigen Tagen nicht in Hilda's Achtung geſunken war; nicht daß es beſſer war als viele, an welchen ſie kein Intereſſe mehr nahm, aber die dem Genius des Malers eigene feine Zartheit ſtimmte harmoniſch gerade zu ihrem Charakter. Sie fühlte, während ſie es anſchaute, daß der Maler etwas Großes gethan hatte, nicht nur für die römiſche Kirche, ſondern für die Sache des Guten. Die Moral des Gemäldes, die unſterbliche Jugend und Lieblichkeit der Tugend in ihrer unwiderſtehlichen Macht gegen das häßliche Böſe ans Licht ſtellend, richtete ſich ebenſo ſehr an die Puritaner, als an die Katholiken.

Plötzlich, und als ſei es in einem Traume geſchehen, fand ſich Hilda kniend vor dem Schreine unter der ewig brennenden Lampe, welche ihre Strahlen auf das Geſicht des Erzengels warf. Sie legte ihre Stirn auf die Marmorſtufen vor dem Altar und ſtöhnte ein Gebet hervor; ſie wußte kaum zu wem, ob zu Michael, zur Jungfrau oder dem Vater, ſie wußte kaum für was, ſie fühlte nur ein unbeſtimmtes Verlangen, auf dieſe Weiſe die Laſt ihrer Seele ein wenig zu erleichtern.

Ebenſo plötzlich, als ſie niedergekniet war, raffte ſie ſich wieder von ihren Knien empor, über und über von tiefen Erregungen zitternd und mit ſich ſelbſt im Kampfe. Doch war ein eigenthümliches Gefühl der Erleichterung durch dieſes flüchtige, leidenſchaftliche Gebet gewonnen, überdies eine eigenthümliche Freude, ob über das, was ſie gethan, oder über das, was ſie zu thun vermieden hatte, konnte

Hilda nicht ſagen. Aber es war ihr zu Muthe, wie einem Halberſtickten, der einen Athemzug mühſam erhaſcht hat.

Dem Altarſchrein zunächſt, an welchem ſie gekniet hatte, iſt ein andrer mit einem Bild von Guercino, welches den Körper eines Mädchens im Schlund des Grabes und ihren darüber weinenden Geliebten darſtellt, während ihr ſeliger Geiſt in der Geſellſchaft des Heilands und in einem Gewühl von Heiligen auf die Scene herabblickt. Hilda fragte ſich, ob es nicht durch ein Wunder des Glaubens möglich ſei, ſich ſo über ihren gegenwärtigen Trübſinn zu erheben, daß ſie auf das, was ſie war, gerade ſo herabblicken könnte, wie Petronilla im Gemälde auf ihren Körper. Eine Hoffnung, aus hyſteriſcher Seelenunruhe entſprungen, flatterte in ihr Herz. Ein Vorgefühl, oder was ſie für ein ſolches hielt, flüſterte ihr zu, daß, ehe ſie den Umkreis der Kathedrale durchſchritten haben werde, ihr Erleichterung kommen würde.

Die Unglücklichen werden gewöhnlich durch ähnliche Vorſpiegelungen naher Hülfe getäuſcht, wenigſtens müßte die Verzweiflung ſehr finſter ſein, welche in ſelbſtgeſchaffenen Blendwerken dieſer Art keinen Troſt fände.

Fünftes Kapitel.

Die Weltkathedrale.

Noch immer vorwärts ſchreitend, blickte Hilda jetzt in die Wölbung des Doms hinauf, wo der Sonnenſchein durch die weſtlichen Fenſter fiel und lange Lichtſtreifen querüber warf, welche die Moſaikfiguren von zwei Evangeliſten über dem Karnieß erhellten. Dieſe mächtigen Lichtſtrahlen, welche den hier ſonſt leeren Raum durchbrachen, waren in nebliger Glorie ſichtbar, in einer heiligen Wolke von Weihrauch, welcher in der Mitte des Domes aufſtieg. Es war Hilda zu Muthe, als ſähe ſie die Inbrunſt der Prieſter und des Volkes himmelwärts ſich erheben, von ihren irdiſchen Schlacken gereinigt und in der goldnen Atmoſphäre, zu welcher ſie ſich erhob, himmliſche Subſtanz annehmend. Sie wunderte ſich faſt, daß nicht auch Engel zuweilen innerhalb des Domes ſchwebten und ſich in flüchtigem Vorüberfliegen, mitten durch den Sonnenſchein und den geheiligten Dampf hindurch den Andächtigen zeigten.

Sie war jetzt in den ſüdlichen Flügel gelangt. Um dieſen Theil der Kirche ſind eine Anzahl von Beichtſtühlen

gereiht. Es ſind kleine Tabernakel von geſchnitztem Holz, mit einem Verſchluß für den Prieſter im Mittelpunkt und einem Raum an jeder Seite für den Büßenden, darin zu knien und ſeine Beichte durch ein gebohrtes Hörloch in des guten Vaters Ohr zu flüſtern. Indem ſie dieſe ihr übrigens bekannte Einrichtung bemerkte, war unſere arme Hilda von neuem von der unbegrenzten Convenienz der katholiſchen Religion gegen ihre frommen Gläubigen tief ergriffen.

Wer, der die Sache ruhig erwägt, kann in der That einem ähnlichen Eindruck widerſtehen! In den heißeſten Fieberanfällen des Lebens können die Gläubigen ſtets einen für ihre Bedrängniß bereiten, kühlen, ruhigen, ſchönen Platz der Anbetung finden. Sie können ſeine geheiligten Grenzen zu jeder Stunde betreten, indem ſie das Gewühl und Getreibe der Welt hinter ſich laſſen und ſich an der Thürſchwelle mit einer Berührung heiligen Waſſers reinigen. In dem ruhevollen, von reichem und wohlthuendem Weihrauch duftenden Innern können ſie ſich mit irgend einem Heiligen, ihrem ehrwürdigen und liebevollen Freund unterreden. Und das köſtlichſte Vorrecht von allem iſt, daß, was auch immer für Unruhe, Sorge, Verbrechen auf ihren Seelen laſten mag, ſie die ſchwere Bürde zu den Füßen des Kreuzes niederlegen und von hinnen gehen können, um nicht mehr zu ſündigen, noch länger ruhelos zu ſein, ſondern wieder in der Friſche und Spannkraft der Unſchuld zu leben.

„Gehören nicht dieſe unſchätzbaren Vortheile," dachte Hilda, „oder wenigſtens einige von ihnen zum Chriſtenthum ſelbſt? Sind ſie nicht ein Theil von den Segnungen, welche das ganze Syſtem der Menſchheit zu gewähren

vermeinte? Kann der Glauben, in welchem ich geboren und erzogen war, vollkommen ſein, wenn er ein ſchwaches Mädchen wie mich, vereinſamt wandern läßt, behaftet mit dieſer großen Sorge, welche mich zu Boden drückt?"

Eine marternde Angſt wühlte in ihrer Bruſt; es war wie ein lebendes Ding, das ſich hinauszukämpfen mühte.

„O hilf! o hilf!" rief Hilda, „ich kann nicht, kann es nicht tragen!"

Nur durch den Widerhall, welcher folgte, indem eine Wölbung den Laut zu der andern Wölbung trug und ein bronzener Papſt den Aufſchrei einem Papſt von Marmor wiederholte, wurde Hilda gewahr, daß ſie wirklich überlaut geſprochen hatte. Aber in dieſem weiten Raum iſt es nicht nöthig, das Herz ſo ſorgfältig wie irgendwo anders in ſeinem eigenen Buſen zu verbergen, und wenn der Schrei irgendeinen entfernten Zuhörer erreicht, ſo gelangt er zu ihm in viele Bruchſtücke gebrochen und von verſchiedenen Winkeln der Kirche.

Indem ſie ſich einem der Beichtſtühle näherte, ſah ſie ein Weib darin knien. Und als nun Hilda näher trat, erhob ſich die Beichtende, kam vorwärts und küßte die Hand des Prieſters, welcher ſie mit einem Blick väterlichen Wohlwollens tröſtete und ihr mit gedämpfter Stimme einen geiſtlichen Rath zu ertheilen ſchien. Dann kniete ſie nieder, ſeinen Segen zu empfangen, welcher inbrünſtig gegeben wurde. Hilda war von dem Frieden und der Freudigkeit in dem Geſicht der Frau ſo ergriffen, daß, als die Letztere ſich entfernte, ſie nicht umhin konnte, ſie anzuſprechen.

„Ihr ſeht ſehr glücklich aus!“ ſagte ſie. „Iſt es denn ſo ſüß, zur Beichte zu gehen?“

„O, ſehr ſüß, meine liebe Signorina!“ antwortete die Frau mit gefeuchteten Augen und einem liebevollen Lächeln, denn ſie war von dem Vorgange ſo vollkommen erweicht, daß ihr Hilda wie ihre jüngere Schweſter erſchien. „Mein Herz iſt jetzt beruhigt. Dank ſei es dem Heiland und der geſegneten Jungfrau und den Heiligen und dieſem guten Vater; es gibt für die arme Thereſe keinen Kummer mehr!“

„Ich bin um Euretwillen froh,“ ſagte Hilda, indem ſie im Stillen ſeufzte. „Ich bin eine arme Ketzerin, aber eine menſchliche Schweſter, und ich freue mich um Euretwegen.“

Sie ging von einem der Beichtſtühle zu dem andern und indem ſie nach jedem blickte, bemerkte ſie, daß ſie mit goldnen Buchſtaben beſchrieben waren; auf einem ſtand: Pro Italica Lingua; auf einem andern Pro Flandrica Lingua; auf einem dritten Pro Polonica Lingua; auf einem vierten Pro Illyrica Lingua; auf einem fünften Pro Hispanica Lingua. In dieſer großen und gaſtfreundlichen Kathedrale, die würdig iſt, das religiöſe Herz der ganzen Welt zu ſein, war Raum für alle Nationen; ſie gewährte Zulaß zu der göttlichen Gnade für jede chriſtliche Seele; ſie hatte ein Ohr für alles, was das überlaſtete Herz, in welcher Landesſprache es auch ſei, zu murmeln oder zu ſprechen ſich gedrungen fühlen möchte.

Als Hilda faſt den Umgang durch das Tranſept beendigt hatte, gelangte ſie zu einem Beichtſtuhl, deſſen mittlerer Theil geſchloſſen war, aber eine Inſchrift zeigte die

Gegenwart eines Prieſters innerhalb deſſelben an: „Pro Anglica Lingua.“

Es war das Wort zur rechten Zeit! Hätte ſie die Stimme ihrer Mutter aus dem Tabernakel in ihrer Heimatsſprache vernommen, ihr zurufend, zu ihr zu kommen und ihren armen Kopf in ihren Schoß zu legen und all ihre Schmerzen auszuweinen, ſo hätte Hilda ihr nicht mit größerm Gehorſam folgen können. Sie dachte nicht, ſie fühlte nur. In ihrem Herzen war ein mächtiges Verlangen. Ganz nahe, hinter dem Schleier des Beichtſtuhles, war die Erlöſung. Sie warf ſich nieder an dem Platz der Beichtenden und zitternd, leidenſchaftlich, mit Seufzern, Thränen und dem ungeſtümen Ueberfließen der zu lange zurückgedrängten Bewegung, ſchüttete ſie die düſtere Geſchichte aus, welche Gift in ihr unſchuldiges Leben geflößt hatte.

Hilda hatte nicht das Geſicht des Prieſters geſehen, noch konnte ſie es jetzt erkennen. Aber in Zwiſchenräumen, in den Pauſen dieſer eigenthümlichen Beichte, vernahm ſie eine ruhige, milde, durch das Alter etwas gedämpfte Stimme. Dieſe Stimme ſprach beſänftigend zu ihr und ermuthigte ſie; ſie richtete in taktvoller Weiſe Fragen an ſie, welche von einem großen und zartfühlenden Intereſſe eingegeben zu ſein ſchienen und gleichſam magnetiſch des Mädchens Vertrauen zu dieſem ungeſehenen Freund hinzogen. Des Prieſters Antheil an der Unterredung glich etwa der Thätigkeit eines Mannes, welcher mit der Fortſchaffung von Steinen, verflochtenen Zweigen oder was ſonſt für Hinderniſſe den Lauf eines geſchwollenen Stromes hemmen, beſchäftigt iſt. Hilda hätte glauben können — ſo zur

Sache gehörig waren ſeine Fragen — daß er bereits mit einigen Zügen und Umriſſen deſſen, was ſie ihm mitzutheilen ſtrebte, vertraut war.

So unterſtützt, offenbarte ſie das Ganze ihres entſetzlichen Geheimniſſes — das ganze, ausgenommen, daß kein Name ihren Lippen entſchlüpfte.

Und ach, welch eine Erleichterung! Als der beängſtigte Athemzug, der Wettſtreit zwiſchen Worten und Seufzern, geſtillt war, welch eine Qual war da von ihrer Seele gewichen! Es war alles vorüber; ihre Bruſt war jetzt ſo rein, wie in ihrer Kindheit. Sie war wieder ein Mädchen; ſie war die Hilda von dem Taubenſchlag, nicht jenes kummervolle Geſchöpf, welches ihre eignen Tauben kaum als ihre Herrin und Geſpielin wiedererkannt hatten, wegen des Todtengeruches, welcher an ihren Gewändern haftete.

Nachdem ſie zu ſprechen geendet, hörte Hilda den Prieſter ſich mit der widerſtrebenden Bewegung eines alten Mannes aufrichten. Er trat aus dem Beichtſtuhl, und da das junge Mädchen noch immer in der Beichtecke kniete, rief er ſie hervor.

„Steh auf, meine Tochter!“ ſagte die milde Stimme des Beichtvaters; „was wir weiter einander zu ſagen haben, muß von Angeſicht zu Angeſicht geſprochen werden.“

Hilda befolgte ſein Gebot und ſtand mit niedergeſchlagenem, bald erröthendem und bald wieder erbleichendem Antlitz vor ihm, aber es hatte die wunderbare Schönheit, die wir oft an jenen bemerken können, welche ſoeben ſich aus einem großen Kampf herausgerungen und den verlornen Frieden wiedergewonnen haben. Wir ſehen dies in dem Antlitz einer neuen Mutter; wir ſehen dies in den Zügen

eines Todten, und Hilda — deren Angeſicht immer einen ſeltenen, natürlichen Zauber für ihre Freunde hatte — erſchien in der Glorie dieſes Friedens ſo lieblich wie ein Engel.

Ihrerſeits erblickte Hilda eine ehrwürdige Geſtalt vor ſich, mit Haaren ſo weiß wie Schnee und einem Antlitz von entſchieden wohlwollendem Ausdruck. Es trug überdies Merkmale von Verſtand und durchdringender Einſicht, obgleich die ſcharfblickenden Augen jetzt etwas durch Thränen verdüſtert waren.

„Es iſt meiner Beobachtung nicht entgangen, Tochter," ſagte der Prieſter, „daß dies Eure erſte Bekanntſchaft mit dem Beichtſtuhl iſt. Wie kommt das?"

„Vater!" erwiderte Hilda, ihre Augen erhebend und wieder niederſenkend. „Ich bin eine Neuengländerin von Geburt und zu dem erzogen, was Ihr eine Ketzerin nennt."

„Aus Neuengland!" rief der Prieſter. „Es iſt gleichfalls mein Geburtsland und ſelbſt fünfzig Jahre der Abweſenheit haben mich nicht aufhören laſſen, es zu lieben. Aber eine Ketzerin! Und ſeid Ihr zur Kirche zurückgekehrt?"

„Nie, Vater."

„Und wenn das der Fall iſt," forſchte der alte Mann, „mit welchem Rechte, meine Tochter, habt Ihr Euch dieſer geſegneten Vorrechte zu bedienen geſucht, welche ausſchließlich für Glieder dieſer Einen wahren Kirche beſtimmt ſind, der Beichte und Abſolution?"

„Abſolution, Vater?" rief Hilda, indem ſie zurückbebte. „O nein, nein! Ich träumte nie davon! Nur unſer

himmlischer Vater kann meine Sünden vergeben; nur durch aufrichtige Bereuung alles dessen, was ich Unrechtes gethan haben mag, und durch mein eifrigstes Ringen nach einem höhern Leben kann ich auf seine Vergebung hoffen! Gott verhüte, daß ich Absolution von sterblichen Menschen verlangen sollte!"

„Wie aber kommt Ihr dann dazu," versetzte der Priester mit etwas weniger Milde in seinem Ton, „von diesem heiligen Sacrament Besitz zu ergreifen, wie ich es fast nennen möchte, da Ihr doch eine Ketzerin seid und weder die unaussprechlichen Vortheile, welche die Kirche ihren Beichtkindern bietet, zu theilen sucht, noch an sie glaubt?"

„Vater," antwortete Hilda, indem sie versuchte, dem alten Mann die einfache Wahrheit zu sagen, „ich bin ein mutterloses Mädchen und hier in Italien eine Fremde. Ich hatte nur Gott, um für mich Sorge zu tragen und mein vertrautester Freund zu sein, und das schreckliche, schreckliche Verbrechen, welches ich Euch entdeckt habe, drängte sich zwischen ihn und mich, sodaß ich gleichsam in der Dunkelheit nach ihm suchte und ich fand ihn nicht — fand nichts als eine schreckliche Einöde und dieses Verbrechen in dem Mittelpunkt derselben! Ich konnte es nicht tragen. Es schien, als machte ich die fürchterliche Schuld zu meiner eignen, indem ich sie in meiner Brust verbarg. Ich wurde mir selbst fürchterlich. Ich stand in Gefahr, wahnsinnig zu werden!"

„Es war eine schmerzliche Prüfung, mein armes Kind!" bemerkte der Beichtvater. „Eure Gewissenserleichterung wird sich, hoffe ich, größer erweisen, als Ihr jetzt ahnt!"

„Ich fühle bereits, wie unermeßlich sie ist!" sagte

Hilda, dankbar in ſein Antlitz blickend. „Gewiß, Vater, war es die Hand der Vorſehung, welche mich hierher führte, und mich fühlen ließ, daß dieſer große Tempel der Chriſtenheit eine Heilung, eine Erleichterung wenigſtens für meinen unausſprechlichen Jammer enthalten müſſe. Und es hat ſich ſo bewährt. Ich habe das ungeheure Geheimniß offenbart, unter dem heiligen Siegel der Beichte offenbart, und nun wird es mein Herz nicht mehr belaſten!"

„Aber, Tochter," antwortete der ehrwürdige Prieſter, durch Hilda's Worte nicht ungerührt, „Ihr vergeßt! Ihr irrt! — Ihr beanſprucht ein Vorrecht, welches Ihr Euch nicht ſelbſt zueignen dürft! Das Siegel der Beichte, ſagt Ihr? Gott verhüte, daß es gebrochen werden ſollte, wo es in berechtigter Weiſe aufgedrückt worden iſt; aber es kommt nur bei Sachen in Anwendung, welche anvertraut wurden, um in einer gewiſſen vorgeſchriebenen Methode geheim gehalten zu werden, und überdies nur bei Perſonen, welche an die Heiligkeit des Sacraments glauben. Ich halte mich, und jeder gelehrte Caſuiſt der Kirche würde mir darin Recht geben, für ſo berechtigt, alle Einzelheiten deſſen, was Ihr Eure Beichte nennt, zu enthüllen, als wären ſie auf irgend einem weltlichen Wege zu meiner Kenntniß gelangt."

„Das iſt nicht recht, Vater!" ſagte Hilda, indem ſie ihre Augen feſt auf die des alten Mannes richtete.

„Seht Ihr nicht, Kind!" erwiderte er mit inniger Wärme — „könnt Ihr, die Ihr ein ſo zartes Gewiſſen habt, es nicht als meine Pflicht erkennen, die Geſchichte den geeigneten Behörden bekannt zu machen?"

„Nein, Vater, nein!" antwortete Hilda muthig, indem

ihre Wangen ſich rötheten und ihre Augen leuchteten, „glaubt dem einfachen Herzen eines Mädchens mehr, als irgend einem Caſuiſten Eurer Kirche, wie gelehrt er auch ſein möge! Glaubt auch Euerm eignen Herzen! Ich kam zu Euerm Beichtſtuhl, Vater, da ich ehrfurchtsvoll glaubte, durch die Gnade und Liebe des Himmels, welche auch Euch hierher brachte, mich von einer Qual zu befreien, welche ich nicht länger tragen konnte. Ich vertraute auf das Beichtgeheimniß und das Gelöbniß, welches Eure Kirche immer zwiſchen dem Prieſter und der menſchlichen Seele als heilig aufrecht erhalten hat. Was ich Euch anvertraut habe, liegt wie ein Heiligthum zwiſchen Gott und Euch. Laßt es dort bleiben, Vater, denn ſo iſt es recht, und wenn Ihr anders thut, ſo werdet Ihr ſowohl als Prieſter wie als Menſch großes Unrecht thun! Und glaubt mir, keine Befragung, keine Tortur wird jemals meine Lippen zwingen, ſoviel zu offenbaren, als nöthig ſein würde, mein Bekenntniß zum Zweck der Beſtrafung der Schuldigen gültig zu machen. Ueberlaßt es der Vorſehung, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen!“

„Meine ängſtliche kleine Landsmännin,“ ſagte der Prieſter, indem ſich auf ſeinem freundlichen, alten Geſicht etwas wie Lächeln zeigte. „Ihr könnt Muth zeigen, wie ich jetzt ſehe, wenn Ihr meint, Gelegenheit dazu zu haben!“

„Ich habe nur Muth, das zu thun, was ich für Recht halte,“ erwiderte Hilda gelaſſen, „in allen andern Fällen bin ich furchtſam.“

„Aber,“ fuhr der Prieſter fort, „Ihr verwirrt Euch zwiſchen richtigen Gefühlen und ſehr närriſchen Schlußfolgerungen, wie es, ſoviel ich durch lange Beichterfahrun-

gen gelernt habe, die Gewohnheit weiblicher Perſonen iſt, mögen ſie jung oder alt ſein. Indeß um Euer Herz zu beruhigen, es gibt wahrſcheinlich keine Nöthigung für mich, die Sache zu offenbaren. Wenn ich nicht irre, ſo iſt, was Ihr erzählt habt, und vielleicht mehr, bereits in dem Kreiſe bekannt, den es am meiſten angeht."

„Bekannt!" rief Hilda aus. „Den Behörden Roms bekannt! und was wird die Folge davon ſein?"

„Still!" antwortete der Beichtvater, indem er die Finger an ſeine Lippen ſetzte. „Ich ſage Euch nur, was meine Vermuthung und keine factiſche Verſicherung iſt, damit Ihr ruhiger Eures Weges zieht und Euch nicht mit irgend einer Verantwortlichkeit in Betreff dieſer dunkeln That belaſtet glaubt. Und nun, Tochter, was habt Ihr für eines alten Mannes Güte und Mitgefühl zum Dank zurückzugeben?"

„Meine dankbare Erinnerung," ſagte Hilda voll Wärme, „ſo lang wie ich lebe!"

„Dankbare Erinnerung und nichts weiter?" forſchte der Prieſter mit einem gewinnenden Lächeln. „Wollt Ihr ihm nicht mit einer großen Freude danken, mit einer der letzten Freuden, die er auf Erden kennt und mit ſich in die beſſere Welt hinüber nehmen würde? Mit einem Wort, wollt Ihr ihm nicht geſtatten, Euch wie ein verirrtes Lamm in den wahren Schafſtall zurückzubringen? Ihr habt ein wenig von der Gewiſſenserleichterung und dem Troſt gekoſtet, welche die Kirche in ſo reichlichem Maße für alle ihre gläubigen Kinder im Vorrath hat. Kommt nach Hauſe, liebes Kind, arme Pilgerin, die einen Schimmer

des himmliſchen Lichts erhaſcht hat, kommt nach Hauſe und Ihr werdet Ruhe haben!"

„Vater," ſagte Hilda tief bewegt von ſeinem freundlichen Ernſt, in welchem jedoch, ſo urſprünglich er war, ſich doch etwas wie von handwerksmäßiger Berufstreue kund gab, „ich darf keinen Schritt weiter gehen, als die Vorſehung mich führen wird. Laßt es Euch daher nicht grämen, wenn ich niemals zu Euerm Beichtſtuhl zurückkehre, wenn ich niemals meine Finger in geweihtes Waſſer tauche, wenn ich niemals meine Bruſt mit dem Kreuze bezeichne. Ich bin ein Puritanerkind. Aber trotz meiner Ketzerei," fügte ſie mit einem lieblichen, thränenvollen Lächeln hinzu, „werdet Ihr das arme Mädchen, dem Ihr dieſe große chriſtliche Milde erzeugt habt, zu Euch kommen ſehen, um Euch in dem beſſern Land daran zu erinnern und Euch dafür zu danken."

Der alte Prieſter ſchüttelte ſein Haupt; aber in demſelben Augenblick, wo er ſegnend ſeine Hände ausſtreckte, kniete Hilda nieder und empfing den Segen mit einer ſo frommen Innigkeit, wie es nur irgend eine Katholikin hätte thun können.

Sechstes Kapitel.

Hilda und ein Freund.

Als Hilda niederkniete, um des Prieſters Segen zu empfangen, war eine männliche Perſon als Augenzeuge gegenwärtig, die an der Marmorbaluſtrade gelehnt ſtand, welche die hundert goldenen Lichter vor dem Hochaltar umgab. Hier ſtand er ſeit dem Augenblick, wo das Mädchen zum Beichtſtuhl trat. Sein erſtaunter Blick, als er ſie zuerſt wahrnahm, und der neugierig düſtere Ausdruck, der ſich ſpäter auf ſeinem Geſichte kundgab, bezeugten hinlänglich, daß er an dem, was hier vorging, einen tiefen und ſchmerzlichen Antheil nahm.

Nachdem Hilda dem Prieſter Lebewohl geſagt, näherte ſie ſich langſam dem Hochaltar. Das Individuum, von dem wir ſprachen, ſchien unentſchloſſen, ob es ſich zurückziehen oder ſich nähern ſolle. Seine Zögerung dauerte ſo lange, daß das Mädchen, welches ſich inzwiſchen einer ſeligen Träumerei hingab, den weiten Raum zwiſchen dem Beichtſtuhl und dem Altar überſchritten hatte, bevor er ſich noch entſchloſſen, ob er ihr entgegentreten ſolle. Zu-

letzt, als sie noch ein oder zwei Schritte voneinander entfernt waren, erhob Hilda ihre Augen und erkannte Kenyon.

„Ihr seid es!“ rief sie mit freudigem Erstaunen. „Ich bin so glücklich!“

In der That, der Bildhauer hatte früher niemals ein Antlitz von so friedlichem und glückseligem Ausdruck gesehen, als Hilda jetzt darbot. Während sie in der feierlichen Beleuchtung, welche um diese Tageszeit durch das Schiff der Kirche ergossen ist, sich ihm näherte, schien sie von demselben Stoff zu sein, wie die Atmosphäre, welche sie einhüllte. Er konnte kaum sagen, ob sie mit Sonnenschein erfüllt war, oder ob es ein Schimmer des Glücks sei, welcher aus ihr herausstrahlte.

Jedenfalls war eine merkwürdige Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen. Es war ein wunderbarer Gegensatz zwischen der traurigen Jungfrau, welche qual- und angstvoll zu dem Beichtstuhl getreten war, und dem glänzenden, aber milden Bilde religiöser Beruhigung, welches sie jetzt darbot. In der That, diese Fähigkeit der Vergöttlichung, welche wir oft an Personen, die deren weit weniger fähig sind als Hilda, in Folge innerer Entzückung vorgehen sehen, läßt uns ahnen, wie Engel zu ihrer Schönheit kommen. Sie geht aus ihrer Glückseligkeit hervor und bleibt nur deshalb für immer, weil diese unsterblich ist.

Sie hielt ihm ihre Hand entgegen und Kenyon erfaßte sie erfreut mit der seinen, sei es auch nur darum, um sich zu versichern, daß sie aus irdischem Stoff geformt sei.

„Ja, Hilda, ich sehe, daß Ihr sehr glücklich seid,“ antwortete er düster, indem er ihr seine Hand nach einem

einzigen Druck entzog. „Was mich betrifft, so war ich es niemals weniger als in diesem Augenblick.“

„Hat Euch irgend ein Unglück betroffen?“ fragte Hilda besorgt. „Bitte, sagt es mir, und ich werde Euch mein Mitgefühl nicht versagen, obschon ich auch dann noch immer sehr glücklich sein müßte. Jetzt, ja jetzt weiß ich es, wie es kommt, daß die Heiligen da oben von den Leiden des unglücklichen Menschenvolkes wissen und sich doch niemals dadurch elend fühlen. Nicht, daß ich damit sagen möchte, ich sei eine Heilige,“ fügte sie hold lächelnd hinzu. „Aber das Herz wird so weit und so reich, wenn es ein tiefes Gefühl des Segens hat, daß es den einen zulächeln und mit andern gleich aufrichtig weinen und seinen eigenen Frieden in allen Dingen fühlen kann.“

„Sagt nicht, daß Ihr keine Heilige seid!“ versetzte Kenyon lächelnd, obschon er fühlte, daß Thränen in seinen Augen standen. „Ihr werdet immer noch die heilige Hilda sein, wie immer auch die Kirche bei Eurer Heiligsprechung Euch nennen möge.“

„Ach, Ihr würdet nicht so gesagt haben, hättet Ihr mich nur eine Stunde früher gesehen!“ flüsterte sie. „Ich fühlte mich so unendlich elend, daß irgend eine qualvolle Sünde damit verknüpft zu sein schien.“

„Und was hat Euch so plötzlich glücklich gemacht?“ forschte der Bildhauer. „Aber zunächst erzählt mir, Hilda, warum Ihr Euch so elend fühltet?“

„Wär' ich gestern mit Euch zusammengetroffen, so würde ich es Euch gesagt haben.“

„Und nun Eure Glückseligkeit?“ sagte der Bildhauer noch immer so traurig wie vorher, „woher kommt sie?“

„Eine große Laſt iſt von meinen Herzen entfernt, von meinem Gewiſſen hätte ich faſt geſagt," antwortete Hilda, ohne vor dem Blick zu erſchrecken, den er auf ſie richtete. „Ich bin ſeit dieſem Morgen, der Himmel ſei dafür geprieſen, ein neues Geſchöpf! Es war eine geſegnete Stunde, ein geſegneter Antrieb, der mich in dieſe herrliche und ſchöne Kathedrale führte. Ich werde ſie in liebender Erinnerung halten, ſo lange ich lebe, als den Ort, wo ich nach unendlicher Unruhe unendlichen Frieden fand."

Ihr Herz war ſo voll, daß es, wie es ſchien, ſeinen neuen Strom von Glückſeligkeit wie reichen und ſonnigen Wein über einen bereits überſchäumenden Becher ergoß. Kenyon bemerkte, daß ſie ſich in einer jener Stimmungen erhobenen Gefühls befand, wo die Seele durch eine wunderbare Ruhe emporgehalten wird, welche in der That leidenſchaftlicher und weniger zu berechnen iſt, als Erregungen von weit heftigerer Art. Er fühlte, daß es unzart oder vielmehr pietätlos ſein würde, wenn er ſich in Hilda's Gemüth, während ſie ſich ſo ſeiner Obergewalt entzog, einſchleichen und ihr gleichſam durch einen Ueberfall Geheimniſſe entlocken wollte, welche ſie ihm verrathen zu haben vielleicht ſpäter bitter bereuen möchte. Obſchon begierig zu erfahren, was vorgefallen ſei, beſchloß er daher, jede weitere Frage zu unterlaſſen.

Indeß einfache und ernſthafte Menſchen, die gewohnt ſind, aus ihrem Herzen herauszuſprechen, können nicht ſo leicht als Menſchen von raffinirter Bildung den Gegenſtand umgehen, den ſie auf dem Herzen haben. So oft der Bildhauer ſeine Lippen öffnen wollte, hätte er faſt die Worte herausſtoßen mögen: „Hilda, habt Ihr Eure eng-

liſche Reinheit in die Maſſe der unausſprechlichen Verderbniß, in die katholiſche Kirche weggeworfen?"

„Was wolltet Ihr ſagen?" fragte ſie, als Kenyon einen nur halb gemurmelten Ausruf dieſer Art in ſich zurückdrängte.

„Ich dachte daran, was Ihr ſoeben über die Kathedrale bemerktet," ſagte er, indem er ſeine Blicke an der mächtigen Wölbung des Domes umherwandern ließ. „Es iſt in der That ein wunderbar herrlicher Bau, ein vollkommen entſprechender Ausdruck des Glaubens, der ihn errichtete. Wenn ich ihn in angemeſſener Stimmung betrachte, ich will ſagen, wenn ich meinen Geiſt in das richtige Verſtändniß des Sinns und Zwecks, den ſeine Baumeiſter dabei gehabt haben, bringe, ſo erkenne ich, daß ich nur zwei oder drei Ausſtellungen daran zu machen habe. Die eine iſt, daß er der gemalten Fenſter entbehrt."

„Ach, nein!" ſagte Hilda. „Sie würden mit ſoviel Reichthum der Farbe im Innern der Kirche gänzlich unvereinbar ſein. Außerdem iſt es eine gothiſche Verzierung, und paßt nur zu dieſem Styl der Baukunſt, welcher eine prachtvolle Dämmerung verlangt."

„Nichtsdeſtoweniger," fuhr der Bildhauer fort, „ſind jene viereckigen Oeffnungen, mit gewöhnlichen Glasſcheiben ausgefüllt, nicht in Uebereinſtimmung mit der übertriebenen Pracht von allem um ſie her. Sie erinnern mich an jenen Theil von Aladdin's Palaſt, welchen er unbeendigt ließ, damit ſein königlicher Schwiegervater ihn beendigen möchte. Das Tageslicht in ſeinem natürlichen Zuſtande ſollte nicht hier eingelaſſen werden. Es ſollte durch eine glänzende Gruppirung von Heiligen und Hierarchien und

alt-bibliſchen Bildern und verſinnbildlichten Dogmen, purpurn, blau, goldig und mit einer hellen Scharlachflamme gefärbt, hindurchſtrömen. Das würde gerade ſolch eine buntfarbige Beleuchtung ſein, als der katholiſche Glaube ſeinen Anhängern geſtattet. Aber um darin zu leben und zu ſterben, bitte ich mir das reine, weiße Licht des Himmels aus."

„Warum blickt Ihr mich ſo ſchmerzlich an?" fragte Hilda, indem ſie ruhig ſeinem unruhigen Blick begegnete. „Was beabſichtigt Ihr mir zu ſagen? Auch ich liebe das reine, weiße Licht!"

„So glaubte ich. Vergebt mir, Hilda! aber ich muß jetzt ſprechen. Ihr erſcheint mir wie eine Miſchung von Mitgefühl und Empfänglichkeit für viele Einflüſſe, mit einem gewiſſen praktiſchen Verſtande gepaart — nein nicht das, ich meine eine höhere und ſchönere Eigenſchaft, für welche ich kein beſſeres Wort finde. Wie unſtät Ihr auch immer ſchwanken möchtet, dieſe Eigenſchaft, glaube ich, würde Euch ſtets wieder in das Gleichgewicht zurückbringen. Ihr waret wie ein Geſchöpf der Phantaſie, und doch ein ſo wahrhaftes neu-engliſches Mädchen, als irgendeine, mit welcher ihr in Eurem Geburtsdorf aufwuchſet. Wenn es irgendeine Perſon in der Welt gab, deren urſprünglich richtiges Denken, und etwas Tieferes, Zuverläſſigeres als dieſes, ich gegen alle Künſte der Prieſterſchaft für geſichert gehalten hätte, — auf deren Geſchmack allein, ſo ausgezeichnet und rein, daß er ſich zu einer moraliſchen Tugend erhob, ich mich als einen genügenden Schutz geſtützt haben würde, ſo waret Ihr es!"

„Ich bin mir keiner ſo hohen und zarten Eigenſchaft

bewußt, wie Ihr mir beilegt," antwortete Hilda. „Doch was habe ich gethan, was ein Mädchen von neu-engliſcher Geburt, mit dem richtigen Gefühl, zu dem ihre Mutter ſie erzog, und dem Bewußtſein, welches ſie in ihr entwickelte, nicht hätte thun ſollen?"

„Hilda, ich erblickte Euch in dem Beichtſtuhl!"

„Ja wohl, mein lieber Freund," erwiderte Hilda, indem ſie ihre Augen niederſchlug und etwas verwirrt, doch nicht beſchämt ausſah. „Ihr müßt mir das zu vergeben ſuchen — wenn Ihr es für unrecht haltet — weil es meinen Verſtand gerettet und mich ſehr glücklich gemacht hat. Wäret Ihr geſtern hier 'geweſen, ſo würde ich Euch gebeichtet haben."

„Ich wollte, beim Himmel, ich wäre dageweſen!" rief Kenyon aus.

„Ich denke," verſetzte Hilda, „ich werde nie wieder zur Beichte gehen, denn kaum kann ſolch eine ſchmerzliche Prüfung zweimal in meinem Leben an mich herantreten. Wäre ich ein klügeres, ein ſtärkeres und ein verſtändigeres Mädchen geweſen, ſo möchte ich ſehr wahrſcheinlich gar nicht zur Beichte gegangen ſein. Es war die Sünde Anderer, welche mich hierher trieb, nicht meine eigene, obgleich es faſt ſo ſchien. Indem ich das war, was ich bin, mußte ich entweder thun, was Ihr mich thun ſaht, oder wahnſinnig werden. Würde das beſſer geweſen ſein?"

„Alſo ſeid Ihr keine Katholikin?" fragte der Bildhauer ernſt.

„Wirklich, ich weiß nicht ganz was ich bin," erwiderte Hilda, ſeinen Augen mit einem freien und aufrichtigen Blick begegnend. „Ich habe einen großen Theil Glauben,

und der Katholicismus ſcheint mir ſo manches Gute zu haben. Warum ſollte ich nicht eine Katholikin ſein, wenn ich dort finde, was ich bedarf, und was ich nirgends ſonſt finden kann? Je mehr ich dieſen religiöſen Cultus betrachte, deſto mehr erſtaune ich über die Fülle von Hülfsmitteln, womit er ſich allen Bedürfniſſen menſchlicher Schwäche anpaßt. Wenn ihre Geiſtlichen nur ein wenig mehr als menſchlich über allem Irrthum erhaben wären, rein von jeder Sünde, welch eine Religion würde es ſein!"

„Ich brauche Eure Bekehrung zum katholiſchen Glauben nicht zu befürchten," bemerkte Kenyon, „wenn Ihr Euch des bittern Sarkasmus, der in Eurer letzten Bemerkung lag, ganz und gar bewußt ſeid. Er iſt ſehr gerecht. Nur der übermäßige Scharfſinn des Syſtems ſtempelt es zu einer Erfindung des Menſchen oder irgend eines ſchlechtern Urhebers, nicht zu einer Ergießung der vollkommnen und einfachen Weisheit aus der Höhe."

„Es mag ſo ſein," ſagte Hilda; „aber ich meinte es nicht ſarkaſtiſch."

So ſprechend, gingen Kenyon und Hilda den großen Raum des Schiffes hinab. Ehe ſie die Kirche verließen, kehrten ſie wieder um, um deren mächtige Breite und Länge und die Wirkung der durch die langen Streifen dunſtigen Sonnenſcheines hervorgebrachten viſionären Pracht und Herrlichkeit zu bewundern.

„Dank ſei dem Himmel dafür, daß er mich hierher geführt hat!" ſagte Hilda inbrünſtig.

Kenyon's Geiſt war durch den Gedanken an ihre Neigung zum Katholicismus äußerſt beunruhigt; und ihre,

wie es ihm ſchien, unverhältnißmäßige und übelange-brachte Verehrung für das erhabene Gebäude reizte ihn noch mehr.

„Das Beſte, was ich an St. Peter's Dom kenne," bemerkte er, „iſt ſeine gleichmäßige Temperatur. Wir genießen jetzt die Friſche des vergangenen Winters. Der Dom hat in ſeiner ganzen Länge und Breite keine Heilung für eine kranke Seele, fürchte ich, aber er würde in atmoſphäriſcher Hinſicht ein bewundernswerthes Hospital für kranke Körper abgeben. Welch ein angenehmer Schutz würde er für die Invaliden ſein, die ſich nach Rom drängen, wo der Sirocco ihnen ihre Kraft hinwegſtiehlt und die Tramontana ſie ganz durchdringt, wie ein kalter Stahl mit vergifteter Spitze! Aber innerhalb dieſer Mauern verändert ſich der Thermometer nie. Winter und Sommer ſind an dem hohen Altar vermählt und wohnen in vollkommener Harmonie zuſammen."

„Ja," ſagte Hilda; „und mir iſt dieſes ſanfte, unveränderliche Klima der Peterskirche immer vorgekommen, als ſei es eine andere Offenbarung ſeiner Heiligkeit."

„Das iſt nicht ganz genau meine Idee," erwiderte Kenyon. „Aber welch ein köſtliches Leben würde es ſein, wenn eine Colonie von Leuten mit zarten Lungen — oder nur mit zarten Einbildungen — ihre Wohnung in dieſer immer milden und ruhigen Luft aufſchlagen könnten. Dieſe mächtigen Grabmäler der Päpſte könnten zu Wohnungen dienen und jede erzene Begräbnißthüre eine häusliche Thürſchwelle werden. Dann könnte der Liebende, wenn er es wagte, zu ſeiner Herrin ſagen: „Willſt Du mein Grab mit mir theilen?" und wenn er ihre Einwilligung gewon-

nen hätte, würde er ſie zu dem Altar führen und von dort zu jenem Grabmal des Papſtes Gregorius, welches ihre hochzeitliche Wohnung ſein würde. Welch ein Leben würde das ihrige ſein, Hilda, in ihrem marmornen Eden!"

„Es iſt nicht freundlich, noch gleicht es Euch," ſagte Hilda ſanft, „Gemüthsbewegungen ins Lächerliche zu ziehen, welche aus dem Innern kommen. Ich verehre dieſe Kirche ihrer ſelbſt und ihrer Zwecke wegen, und liebe ſie überdies, weil ich hier ſüßen Frieden nach einer großen Angſt gefunden habe."

„Vergebt mir; ich werde nicht wieder ſo ſprechen! Mein Herz iſt nicht ſo unehrerbietig als meine Worte."

Sie gingen nun anfangs ſchweigend durch die Piazza vor St. Peter's Dom und durch die angrenzenden Straßen; aber ehe ſie die Brücke von St. Angelo erreichten, begann Hilda's Geiſt aufzuſprudeln, wie die Strömung eines Bächleins, deſſen Quelle durch eine gefrorene Maſſe oder durch einen ſchweren Stein verſchloſſen war. Kenyon hatte ſie nie ſo anmuthig gefunden, niemals die Kälte ihres jungfräulichen Stolzes ſo gemildert, wie jetzt; niemals das Mädchen ſo voll von friſchen Gedanken, über welche er ſich oft zu lächeln veranlaßt fühlte, obgleich er bei etwas genauerer Erwägung derſelben entdeckte, daß ſie nur deshalb phantaſtiſch erſchienen, weil ſie ſo vollkommen wahrhaft waren.

Aber ſie befand ſich in der That nicht in einem ganz normalen Zuſtande. Indem ſie plötzlich aus düſterer Melancholie in einen heitern Gemüthszuſtand übergegangen war, ſchien es Hilda, als ob ſie neu geboren wäre. Nach langer Erſchlaffung wieder zu intellectueller Thätig-

keit zurückkehrend, empfand ſie ein ganz beſonderes Vergnügen an dem Gebrauch ihrer Fähigkeiten, die durch Urſachen in Bewegung geſetzt wurden, welche doch unzulänglich erſchienen. Sie zauberte dem Geiſte Kenyon's beſtändig das Bild eines Kindes vor Augen, welches mit jedem Gegenſtande ſpielt, aber in ganzer Hingebung und mit einer Art von Ernſt. Als Hilda zum Beiſpiel auf die Statue des heiligen Michael oben auf der Spitze von Hadrian's feſtungsähnlichem Grabmal blickte, träumte ſie von einer Zuſammenkunft zwiſchen dem Erzengel und dem Geiſte des alten Kaiſers, der natürlich ſehr unangenehm davon berührt ſein müßte, ſein Mauſoleum, das er zur ſtattlichen und feierlichen Ruheſtätte ſeiner Aſche auserſehen hatte, zu ſeinem gegenwärtigen Zwecke verwendet zu finden.

„Aber," bemerkte ſie gedankenvoll, „der heilige Michael würde ohne Zweifel den Kaiſer Hadrian ſchließlich davon überzeugen, daß, wo ein kriegeriſcher Despot als Samen geſäet iſt, eine Feſtung und ein Gefängniß die einzige mögliche Ernte ſind."

Sie hielten auf der Brücke an, um in den Strom zu ſehen, dieſe wirbelförmige, in ewiger Bewegung begriffene, ſchlammartige, gelbe Tiber, und Hilda wunderte ſich, daß der ſiebenarmige goldne Leuchter, der heilige Armleuchter der Juden, welcher am Ponte Molle in Conſtantin's Zeit verloren gegangen war, den Strom bis hier heruntergeſchwemmt worden ſein ſollte.

„Vermuthlich blieb er da ſtecken, wohin er fiel," ſagte der Bildhauer, „und gegenwärtig iſt er wohl dreißig Fuß

tief im Schlamm der Tiber begraben. Nichts wird ihn wieder ans Licht zurückbringen."

„Ich glaube, daß Ihr im Irrthum seid," erwiderte Hilda lächelnd. „Jeder seiner sieben Arme hat einen Zweck und eine Bedeutung, und solch ein Armleuchter kann nicht für immer verloren sein. Wenn er wieder gefunden wird, und die sieben Lichter angezündet werden und auf ihm brennen, so wird die ganze Welt die Erleuchtung haben, deren sie bedarf. Würde dies nicht eine bewundernswerthe Idee sein für eine mystische Erzählung oder Parabel oder eine siebenarmige Allegorie, voll von Poesie, Kunst, Philosophie und Religion? Sobald jeder Arm mit einem Licht versehen ist, soll er einen von dem der andern sechs verschiedenen Farbenglanz haben, und wenn alle sieben angezündet sind, so soll sich ihr Glanz in das intensive, weiße Licht der Wahrheit verschmelzen."

„Sicherlich, Hilda, ist dies eine herrliche Anschauung!" rief Kenyon. „Je mehr ich sie betrachte, desto glänzender leuchtet sie."

„Auch ich denke so," sagte Hilda, die an ihrer eigenen Idee eine kindliche Freude zu haben schien. „Das Thema ist besser für den Vers als für die Prosa geeignet, und wenn ich nach Amerika zurückkehre, so werde ich es einem unserer Dichter zur Verfügung stellen, oder sieben Poeten sollen zusammen das Gedicht verfassen und jeder einen besondern Arm des heiligen Leuchters behandeln."

„Ihr gedenkt also nach Hause zurückzukehren?" fragte Kenyon.

„Erst gestern," erwiderte sie, „verlangte ich, von hier wegzuflüchten. Aber jetzt ist alles verändert, und da ich

mich wieder glücklich fühle, ſo würde ich es tief bedauern, dieſes maleriſche Land zu verlaſſen. Aber Beſtimmtes kann ich nicht ſagen. Rom hat etwas Trauriges und Schauerliches, dem wir nicht ganz entgehen können. Geſtern wenigſtens dachte ich ſo."

Als ſie die Via Portogheſe erreichten und ſich Hilda's Thurm näherten, flogen die Tauben, die auf ſie gewartet zu haben ſchienen, auf ſie herab und um ihr Haupt. Das Mädchen liebkoſte ſie und antwortete auf ihr Girren mit ähnlichen Tönen von ihren Lippen und mit zärtlichen Worten, und alle Bewegungen der Tauben ſchienen zu zeigen, daß ſie den Gemüthszuſtand ihrer Herrin wirklich mitfühlten. Denn Friede hatte ſich wie eine Taube auf ſie herabgeſenkt.

Indem ſie dem Bildhauer Lebewohl ſagte, ſtieg ſie den Thurm hinauf und bereitete ſich dazu, die Lampe der heiligen Jungfrau anzuzünden. Die Tauben, die ihre Gewohnheit wohl kannten, waren bis hier herauf geflogen und flatterten wieder um ihr Haupt, und ſehr lieblich war des Mädchens Anblick im Abendſonnenſchein, welcher nichts weiter mehr auf der Welt zu thun zu haben ſchien, außer einen goldnen Glorienſchein um Hilda's Haar zu werfen und zu verſchwinden.

Ihre Augen in die dunkle Straße, welche ſie ſoeben verlaſſen hatte, abwärts wendend, erblickte ſie den Bildhauer noch immer dort ſtehend und ſchwenkte ihre Hand gegen ihn.

„Wie traurig und düſter er ausſieht, dort unten in der traurigen Straße!" ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Irgendetwas

drückt auf ſein Gemüth. Ich wünſchte ihn tröſten zu können."

„Wie ſie einem Geiſte gleich ſieht, dort oben, mit dem Abend-Glorienſchein um ihr Haupt und mit dieſen geflügelten Geſchöpfen, die ſie wie eine Verwandte angirren!" dachte Kenyon ſeinerſeits. „Wie weit über mir! Wie unerreichbar! Ach, wenn ich mich zu ihrer Region erheben könnte! Oder wenn dies zu wünſchen nicht ſündhaft wäre, ſo würde ich wünſchen, daß ich ſie an eine irdiſche Herdſeite herabziehen könnte."

Was für ein ſüßes Liebesleben iſt es doch, wenn ein junger Mann ſeine Herrin für etwas mehr als eine Sterbliche hält und ſich faſt darüber ausſchilt, wenn er verlangt, ſie ſeinem Herzen näher zu bringen. Ein kleiner Umſtand, aber ein ſolcher, auf den Liebende vielen Werth legen, gab ihm Hoffnung. Eine von den Tauben, welche auf Hilda's Schulter geſeſſen hatte, flog plötzlich erdwärts, als ob ſie ihn als ihrer Herrin theuren Freund erkenne und ſchlug, vielleicht mit einer Botſchaft beauftragt, ſein aufwärts gewendetes Geſicht mit den Schwingen und erhob ſich dann wieder in die Lüfte.

Der Bildhauer beobachtete den Aufflug des Vogels und bemerkte, wie Hilda den geflügelten Boten lächelnd begrüßte!

Siebentes Kapitel.

Schneeflocken und Mädchenfreuden.

Es war noch beträchtlich früher als zu der Zeit, zu welcher Künstler und Touristen sich in Rom zu versammeln pflegen, als sich der Bildhauer und Hilda dort ziemlich allein fanden. Die dichte Masse des einheimischen römischen Lebens, in dessen Mitte sie sich befanden, diente dazu, sie inniger aneinander zu drängen. Es war, als wären sie miteinander auf eine verlassene Insel geworfen worden. Oder sie schienen durch irgendeinen eigenthümlichen Zufall aus der gewöhnlichen Welt gewandert zu sein und sich in einer entvölkerten Stadt wiedergetroffen zu haben, wo Straßen von einsamen Palästen und unzählbare Sammlungen von schönen und bewundernswerthen Dingen sich befanden, von welchen sie beide die einzigen Erben wurden.

Unter solchen Umständen müßte Hilda's sanfte Zurückhaltung stärker gewesen sein, als ihre milde Sinnesart erlaubte, wenn die Freundschaft zwischen Kenyon und ihr nicht hätte so innig werden sollen, wie eines Mädchens Freundschaft nur immer sein kann, ohne durchaus und ohne

Rückhalt in Liebe überzugehen. Auf des Bildhauers Seite ſtand die Liebe bereits in voller Blüthe. Aber wie ſehr auch des Geliebten Herz bei einer ſolchen Wahrnehmung ein Froſt durchziehen mag, ſo hat es doch ſein Schönes, zu ſehen, wie der Schnee zuweilen noch in der Bruſt einer Jungfrau verharrt, ſelbſt nachdem der Frühling ſchon weit vorgerückt iſt. Freilich ſuchen wir dann vergebens nach Blumen von brennender Farbe und würzhaftem Duft und finden nur Schneeflocken und lichtloſe Veilchen, obſchon es volle Zeit für die rothe Roſe iſt.

Bei ſoviel Zärtlichkeit, wie in Hilda's Natur lag, war es eigenthümlich, daß ſie nur mit Widerſtreben den Gedanken an Liebe in ſich aufkommen ließ, beſonders da ſie in dem Bildhauer ſowohl Geiſtesverwandtſchaft als Verſchiedenheit des Geſchmacks, ſowohl Gleichheiten als Abweichungen des Charakters fand, denn dieſe Verſchiedenheiten ſind gerade ebenſo nöthig, als jene Aehnlichkeiten, um eine gegenſeitige Neigung zu einiger Schärfe auszuprägen.

So liebte ihn Hilda, ſoweit Kenyon erkennen konnte, noch nicht, obgleich ſie ihn in den ruhigen Cirkel ihrer Sympathien als einen lieben Freund und vertrauten Rathgeber einließ. Wenn wir wiſſen könnten, was das Beſte für uns iſt, oder mit dem was leidlich gut iſt, zufrieden ſein könnten, ſo möchte der Bildhauer ſich wohl für eine Zeit mit dieſer ruhigen Innigkeit begnügt haben, welche ihm den freien Genuß ihres Herzens außer ſeiner verborgenſten Tiefen geſtattete. Die Blumen, welche an der Außenſeite dieſer innern Heiligthümer wachſen, haben einen eigenthümlichen Reiz, und ſo genoß auch Hilda vermöge ihres

feineren Inſtincts und ihres tiefern Gefühls dieſe ſanfteren Freuden in einem Grade, deſſen die Männer unfähig ſind. Sie zögerte, eine reichere Glückſeligkeit zu erhaſchen, da ſie bereits ein ſolches Maß davon beſaß, als ihr jungfräuliches Herz zu faſſen vermochte.

Gewiß waren ſie beide ſehr glücklich. Kenyon's Genius, auf welchen Hilda's Einfluß unbewußt einwirkte, nahm einen zarteren Charakter an als bisher. Er modellirte unter andern Sachen die ſchöne kleine Statue einer Jungfrau, eine Schneeflocke aufgreifend. Sie wurde indeß nie in Marmor ausgeführt, weil der Bildhauer ſie bald als eine von jenen überzarten Schöpfungen erkannte, welche nur in dem Augenblick, der ſie hervorbringt, eine Wahrheit haben, und die ihre Bedeutung verlieren, wenn wir verſuchen, ihr luftiges Weſen in ein dauerndes Material zu bannen.

Hilda kehrte nun zu ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen mit friſcher Liebe zurück, aber mit einem tiefern Blick in das Herz der Dinge, als diejenigen erlangen, welche aus Gemäldegallerien in ihr finſteres Gemach und von da wieder in die Gemäldegallerien zurückeilen. Es iſt fraglich, ob ſie hinfort eine ſo vollkommene Copiſtin war als früher. Sie konnte ſich ihren verehrten Meiſtern nicht ſo rückhaltslos mehr hingeben, wie in vergangenen Zeiten; ihr Charakter hatte ſich zu größerer Stärke und Unabhängigkeit entwickelt, ſodaß ſie für den Einfluß anderer Geiſter weniger empfänglich war. Sie blickte ſo tief wie immer in das Gemälde, und vielleicht tiefer, aber nicht mit jener andächtigen Sympathie, welche früher die Idee des alten Meiſters völlig in ihren Beſitz gab. Sie hatte

eine ſolche Wirklichkeit kennen lernen, daß ſie jetzt das viele Unwirkliche, was ſich in jedem Kunſtwerke vorfindet, wahrzunehmen befähigt war. Durch Schmerz belehrt, fühlte ſie, daß es faſt kein Kunſtwerk gibt, welches ſeine Idee vollkommen erſchöpft und nie vergaß ſie jene traurigen Wanderungen von Gallerie zu Gallerie, und von Kirche zu Kirche, wo ſie umſonſt nach einem vollendeten Typus der jungfräulichen Mutter, oder des Heilandes, oder eines Heiligen, oder eines Märtyrers geſucht hatte.

Wie in der That ſollte ſie ein ſolches gefunden haben? Wie konnte Heiligkeit dem Künſtler in einem Zeitalter offenbar werden, wo die größten von ihnen religiöſe Tiefe und Begeiſterung durch Genie und Phantaſie erſetzten, und wo vom Papſte an abwärts die ganze Chriſtenheit verderbt war?

Inzwiſchen vergingen Monde, und Rom erhielt jenen großen Theil ſeines Lebensblutes zurück, welches in den Adern ſeiner fremden und temporären Bevölkerung fließt. Engliſche Beſucher quartirten ſich in den Hotels, in den ganzen ſonnigen Reihen von Zimmern in den an die Piazza di Spagna grenzenden Straßen ein; die engliſche Sprache herrſchte auf dem Corſo und engliſche Kinder ſpielten in den pinciſchen Gärten.

Die eingeborenen Römer ihrerſeits ergaben ſich, wie die Schmetterlinge und Heuſchrecken, in das kurze, ſchneidende Elend, welches der Winter einem Volke bringt, deſſen Einrichtungen faſt ausſchließlich für den Sommer berechnet ſind. Da ſie im Hauſe kein Feuer unterhalten, außer vielleicht ein oder zwei Spähne in der Küche, ſchlüpfen ſie langſam aus ihrem unfreundlichen Wohnungen in die

engen, ſonnenloſen, todtengewölbartigen Straßen, indem ſie ihre Feuerherde mit ſich nehmen, in der Form von kleinen irdenen Töpfen oder Vaſen, mit angebrannter Holzkohle und warmer Aſche gefüllt, über welche ſie ihre prickelnden Fingerſpitzen halten. Sogar in dieſer halben Erſtarrung ſcheinen ſie noch einen peſtartigen Einfluß vom Sonnenſchein zu befürchten, und bleiben ſo ängſtlich wie im Sommer auf der ſchattigen Seite der Piazzas. Die offenen Thüren — man braucht ſie nicht zu ſchließen, weil das Wetter innen rauher als außen iſt — erlauben uns, einen Blick in das Innere ihrer Wohnungen und auf die unbelegten Steinboden, ſo ſchauerlich wie das Pflaſter einer Todtengruft zu thun.

Sie zogen jedoch ihre alten Mäntel um ſich und warfen die Enden über ihre Schultern, mit jener Würde in Haltung und Bewegung, welche als einzige Erbſchaft von der mit der Toga bekleideten Nation auf ſie herabgekommen iſt. Mit einem gewiſſen Heldenmuth, welcher wirklich der achtungswertheſte Punkt im gegenwärtigen römiſchen Charakter zu ſein ſcheint, trotzen ſie der mitleidloſen Atmoſphäre. Denn weder in Neuengland, noch in Rußland, ja ſelbſt kaum in einer Eskimohütte gibt es ſoviel Ungemach, als die Römer bei winterlichem Wetter zu ertragen haben, wenn die Orangenbäume in den Gärten eiſige Früchte tragen, und wenn die Ränder aller Springbrunnen voller Eiszapfen hängen, und wenn die Fontaine von Trevi faſt ganz mit einer gläſernen Oberfläche überzogen iſt, und auf der Piazza vor dem Dom St. Peter's eine Eisbahn, und längs der öſtlichen Küſte der Tiber eine Frauſe von braungefrorenem Schaum, und zuweilen

ein Fall von großen Schneeflocken in den traurigen Gaſſen der bedauernswerthen Stadt iſt. Kalte Windſtöße, welche den Tod mit ſich bringen, hauchen jetzt auf die vor Froſt ſchauernden Kranken, welche hierher kamen, um balſamiſche Lüfte zu athmen.

Wo immer wir auch unſern Sommer zubringen, ſo mögen unſere unfreundlichen Monate von November bis April fortan unter irgend einer Bevölkerung zugebracht werden, welche den Winter als einen nicht zu umgehenden Theil des Jahres anerkennt.

Ganz beſonders unbehaglich war es jetzt auch in den ſtattlichen Gemäldegallerien, wo in der That niemand, weder die fürſtlichen oder geiſtlichen Gründer, noch irgendeiner, welcher die freudeloſe Pracht erbte, jemals ſeitdem dieſe großen Paläſte gebaut wurden, von einer ſolchen Unmöglichkeit, wie die Wärme eines Feuerherdes iſt, geträumt hatte. Auch Hilda fand ihre Finger ſo erſtarrt, daß die geiſtige Wärme keinen Zutritt zu ihnen fand, und ſie zog es daher an einem dieſer winterlichen Tage vor, ihre Staffelei und das unvollendete Gemälde darauf zu verlaſſen und in Kenyon's Atelier einen Beſuch abzuſtatten. Aber auch das Atelier war um nichts beſſer als eine ſchauerliche Höhle; die Marmorgeſtalten ſchienen ringsumher an den Wänden zu frieren und ſo kalt zu ſein, wie der Schneemann, welchen der Bildhauer in ſeiner Kindheit zu formen pflegte.

Kenyon's römiſche Gehülfen waren während dieſer ganzen Zeit an der Kleopatra beſchäftigt geweſen. Die feurige ägyptiſche Königin hatte ſich jetzt faſt aus dem Stein, der ſie einkerkerte, herausgekämpft — dies ver-

ſteinerte Weib aus einem Zeitalter, welches majeſtätiſchere, kräftigere und leidenſchaftlichere Geſchöpfe hervorbrachte, als das unſrige. Ihr konntet bereits ihre zuſammengepreßte Hitze fühlen und einen tigergleichen Charakter ſelbſt in ihrer Ruhe wahrnehmen; und obſchon der Marmor ſie noch in ſeiner Umarmung hielt, ſo war es doch klar, daß, wenn Octavius jetzt erſcheinen ſollte, ſie ſich entweder ſelbſt im nächſten Augenblick zerreißen, oder wüthend an ſeine Kehle ſpringen, oder um noch einen Beweis ihrer reichen Zauberkraft zu geben, in ſeine Arme ſinken, oder leiſe zu ſeinen Füßen gleiten würde, um zu verſuchen, was weibliche Thränen vermögen.

„Ich bin faſt in Verlegenheit, zu ſagen, wie ſehr ich dieſe Statue bewundere," ſagte Hilda; „kein anderer Bildhauer könnte ſie ſo ausgeführt haben."

„Das iſt für mich ſehr angenehm zu hören," erwiderte Kenyon, „und da Eure Zurückhaltung Euch abhält, mehr zu ſagen, ſo will ich mir einbilden, daß Ihr damit alles ausdrückt, was ein Künſtler über ſein Werk zu hören nur immer wünſchen kann."

„Ihr werdet nicht leicht meine wahre Meinung mißverſtehen," verſetzte Hilda lächelnd.

„Ach, Euer freundlicher Ausſpruch macht mich ſehr glücklich," ſagte der Bildhauer, „und ich bedarf dieſer Aufmunterung gerade jetzt in Betreff meiner Kleopatra. Jene unvermeidliche Periode iſt gekommen — denn ich habe ſie in Bezug auf alle meine Werke unvermeidlich gefunden — wo ich mit kritiſchem Blick auf das ſchaue, was, wie ich mir einbildete, eine Statue ſein würde, die nur noch des Athems bedürfte, um Leben zu gewinnen, und wo ich dann

nichts weiter vor mir ſehe, als einen bloſen Klumpen gefühlloſen Steins, in welchem den eigentlichen Theil meiner Idee zu verkörpern mir nicht gelungen iſt. Gern würde ich jetzt der armen Kleopatra einen kräftigen Hieb auf ihre ägyptiſche Naſe mit dieſem Hammer verſetzen, wiewohl dies eine ſchändliche Behandlung für eine entthronte Königin und zugleich für mein eignes Geſchöpf ſein würde."

„Dies iſt ein Schlag," ſagte Hilda lachend, „zu welchem alle Statuen verurtheilt zu ſein ſcheinen, und den ſie früher oder ſpäter, aber ſelten von der Hand desjenigen empfangen, der ſie verfertigte. Aber Ihr müßt Euch durch die Abnahme des Glaubens an das, was Ihr ſchafft, nicht zu ſehr entmuthigen laſſen. Ich habe einen Dichter einen ähnlichen Widerwillen an ſeinen eigenen höchſt trefflichen Dichtungen ausſprechen hören, und ich befürchte, daß dieſe Verzweiflung, dieſes Gefühl der Ungenüge zugleich der Lohn und die Strafe Derjenigen ſein muß, welche es unternahmen, eine große und ſchöne Idee verkörpern zu wollen. Es beweiſt dies nur, daß Ihr fähig geweſen ſeid, Euch zu Kunſtſchöpfungen zu erheben, die auszuführen menſchliche Fähigkeiten doch zu ſchwach ſind. Die Idee läßt in Euch ein unvollkommenes Bild ihrer ſelbſt zurück; zuerſt nahmt Ihr ſie durch ein Mißverſtändniß als die überirdiſche Realität, aber bald findet Ihr, daß letztere aus Eurer engſten Umarmung entſchlüpft iſt."

„Der einzige Troſt dabei iſt," bemerkte Kenyon, „daß das verwiſchte und unvollkommene Bild für die Augen Derjenigen, welche das Original nicht ſahen, doch immerhin eine reſpectable Erſcheinung iſt."

„Mehr als das, denn es gibt eine Klaſſe von Be-

ſchauern, deren Sympathie ſie in Stand ſetzt, das Vollkommene durch einen Nebel von Unvollkommenheit zu erblicken. Niemand, denke ich, ſollte eine Dichtung leſen, oder Gemälde oder Statuen in Augenſchein nehmen, der nicht zugleich im Stande iſt, viel mehr darin zu finden, als der Dichter oder Künſtler wirklich darin ausgedrückt hat."

„Ihr, Hilda, ſeid die einzige Kennerin, zu welcher ich großes Vertrauen habe. Hättet Ihr die Kleopatra verdammt, nichts würde ſie gerettet haben."

„Ihr bekleidet mich mit einer ſo ſchrecklichen Verantwortlichkeit, daß ich nicht wagen werde, ein einziges Wort über Euere anderen Werke zu ſagen."

„Wenigſtens ſagt mir, ob Ihr dieſe Büſte erkennt?"

Er zeigte auf eine Büſte von Donatello. Es war nicht die, welche Kenyon zu Monte Beni zu modelliren begonnen hatte, ſondern eine Rückerinnerung an das Geſicht des Grafen, unter dem Einfluß der Kenntniß gearbeitet, welche der Bildhauer von der Geſchichte ſeines Lebens und ſeines perſönlichen und erblichen Charakters gewonnen hatte. Sie ſtand auf einem hölzernen Piedeſtal, nicht ganz vollendet; aber feiner weißer Staub und kleine Stückchen Marmor waren rings um ſie verſtreut, während ſie ſelbſt in die weiße, formloſe Geſtalt des Blockes wie in eine Kruſte gehüllt war. In der Mitte erſchienen die Geſichtszüge, welche noch der Schärfe ermangelten und ſehr einem verſteinerten Antlitz glichen — doch wir haben dieſes Gleichniß bereits in Bezug auf Kleopatra angewendet — mit den ſich daran hängenden Anhäufungen von lange vergangenen Zeitaltern.

Und doch, ſeltſam zu ſagen, hatte das Geſicht einen

Ausdruck, und zwar einen erkenntlicheren, als es Kenyon gelungen war, in das Gypsmodell zu Monte Beni zu bringen.

„Ich war beim ersten Blick nicht ganz sicher, ob ich das Gesicht kannte," bemerkte Hilda. „Die Aehnlichkeit ist allerdings keine in die Augen fallende. Es ist noch immer ein gutes Theil von äußerlicher Aehnlichkeit mit den Zügen des praxitelischen Fauns darin vorhanden, zwischen welchem und Donatello, wie Ihr wißt, wir einst eine vollkommene Aehnlichkeit zu erblicken behaupteten. Aber der Ausdruck ist jetzt so sehr verschieden!"

„Wie erscheint er Euch?"

„Ich weiß kaum, wie ich ihn definiren soll. Aber er hat eine Wirkung, als könnte ich dieses Gesicht, während ich es anblicke, sich allmälig erhellen sehen. Es macht den Eindruck einer wachsenden intellectuellen Kraft und moralischen Gefühls. Donatello's Gesicht pflegte sonst wenig mehr als eine naive, angenehme Art von Lebhaftigkeit und die Anlage zur Heiterkeit auszudrücken. Aber hier ist ihm eine Seele eingehaucht, es ist der Faun, doch indem er einem Stadium der höhern Entwickelung entgegengeht."

„Hilda, seht Ihr alles dies?" rief Kenyon mit großer Ueberraschung. „Ich mag solch einen Gedanken in meiner Seele gehabt haben, wußte aber nicht, daß es mir gelungen sei, ihn in Marmor zu verkörpern."

„Vergebt mir," sagte Hilda, „aber ich zweifle, ob diese schlagende Wirkung durch irgend eine Geschicklichkeit oder einen Vorsatz auf Seiten des Bildhauers hervorgebracht worden sei. Ist es nicht vielleicht das zufällige Resultat davon, daß die Büste gerade nur soweit aus dem Marmor

herausgeſchält iſt, als der Proceß des moraliſchen Wachsthums bei dem Original vorwärts geſchritten iſt? Einige wenige Schläge des Meißels können den ganzen Ausdruck verändern und verſchlechtern."

„Ich glaube, Ihr habt recht," antwortete Kenyon, ſein Werk nachdenklich prüfend, „und, eigenthümlich genug, war es ganz der Ausdruck, welchen ich im Thonmodell, aber erfolglos, hervorzubringen ſuchte. Wohl, es ſoll kein weiteres Stückchen mehr von dem Marmor geſchlagen werden."

Und ſo iſt nun Donatello's Büſte (gleich der rohen, rauhen Maſſe vom Kopf des Brutus von Michael Angelo zu Florenz) ſeitdem ſtets in einem unvollendeten Stadium geblieben. Die meiſten Beſchauer halten ſie für einen erfolgloſen Verſuch, die Züge des praxiteliſchen Fauns zu copiren. Ein Beobachter unter Tauſenden vielleicht nimmt etwas mehr darin wahr und verweilt lang über dieſem geheimnißvollen Antlitz, indem er nur zögernd und viele Blicke rückwärts werfend von ihr ſcheidet. Was ihn verwirrt, iſt das Räthſel, das ihm darin entgegentritt, das Räthſel von dem Wachsthum der Seele, wie ſie ihren erſten Aufflug mitten unter Reue und Schmerz nimmt und durch die Hüllen der Sinne ſich hindurchkämpft. Es war die Anſchauung dieſes unvollendeten Bildniſſes von Donatello, welche uns urſprünglich für ſeine Geſchichte intereſſirte und uns antrieb, von Kenyon in Erfahrung zu bringen, was ihm von den Abenteuern ſeines Freundes bekannt war.

Achtes Kapitel.

Erinnerungen an Miriam.

Als ſich Hilda und er von der unvollendeten Büſte abwendeten, verweilte des Bildhauers Geiſt noch immer bei den Erinnerungen, welche ſie wach rief.

„Ihr habt Donatello nicht kürzlich geſehen," bemerkte er, „und könnt deshalb nicht wiſſen, wie traurig er verändert iſt."

„Kein Wunder!" rief Hilda erbleichend.

Die ſchreckliche Scene, welche ſie mit Augen geſehen hatte, als das Angeſicht Donatello's mit ſo wildem Feuer aufflammte, kehrte in ihr Gedächtniß zurück, faſt zum erſten Mal, ſeit ſie in dem Beichtſtuhl gekniet hatte. Hilda, wie es bei Perſonen zuweilen der Fall iſt, deren zarte Organiſation einen beſondern Schutz verlangt, hatte eine elaſtiſche Fähigkeit, ſolche Erinnerungen, welche für die Dauer zu ſchmerzlich ſein würden, von ſich zu werfen. Einmal in den Stand geſetzt, ſich von der laſtenden Angſt, über welche ſie ſo lange gebrütet hatte, zu befreien, hatte ſie mit ſorgfältiger Wachſamkeit ihre Rückkehr zu verhindern gewußt.

„Kein Wunder, ſagt Ihr?“ wiederholte der Bildhauer, indem er ſie mit Theilnahme, aber nicht gerade mit Erſtaunen anblickte, denn er hatte längſt geahnt, daß Hilda eine ſchmerzliche Kenntniß von Ereigniſſen habe, über die er ſelbſt nur eine ferne, nebelhafte Vermuthung hatte. „Alſo wißt Ihr! — Ihr habt gehört! Doch was könnt Ihr möglicher Weiſe gehört haben und aus welcher Quelle?“

„Nichts!“ erwiderte Hilda leiſe. „Nicht ein Wort von den Lippen eines menſchlichen Weſens hat mein Ohr erreicht. Laßt uns nie wieder davon ſprechen! Nein, nein! nie wieder!“

„Und Miriam!“ ſagte Kenyon mit unverhohlenem Intereſſe. „Iſt es verboten, auch von ihr zu ſprechen?“

„Still! ſprecht ſelbſt ihren Namen nicht aus! Verſucht ihres Namens nicht einmal zu gedenken!“ flüſterte Hilda. „Es möchte ſchreckliche Folgen haben!“

„Meine liebe Hilda!“ rief Kenyon, ſie mit Verwunderung und tiefem Mitgefühl betrachtend. „Meine ſüße Freundin, habt Ihr dieſes Geheimniß in Euerm zarten, jungfräulichen Herzen alle dieſe vielen Monate hindurch verborgen gehalten, dann iſt es kein Wunder, daß Euer Leben in Euch erloſch.“

„Es war wirklich ſo!“ ſagte Hilda ſchaudernd. „Sogar jetzt bei der bloſen Erinnerung werde ich krank.“

„Und wie kann es zu Eurer Kenntniß gelangt ſein? Doch laßt es vorüber ſein! Quält Euch nicht, indem Ihr auf den Gegenſtand zurückkommt. Nur wenn es Euch zu irgend einer Zeit eine Erleichterung ſein ſollte, ſo denkt

daran, daß wir frei zuſammen ſprechen können, denn Miriam ſelbſt hat ein Einverſtändniß zwiſchen uns gewünſcht."

„Miriam hat es gewünſcht!" rief Hilda. „Ja, ich erinnere mich jetzt ihres Rathes, daß ich das Geheimniß mit Euch theilen ſollte. Aber ich habe den Todeskampf überſtanden, den es mich koſtete und brauche keine weitern Offenbarungen. Und Miriam hat mit Euch geſprochen! Welche Art von Weib kann ſie ſein, die, nachdem ſie an ſolch einer That betheiligt geweſen, daraus einen Gegenſtand der Unterhaltung mit ihren Freunden machen kann?"

„Ach, Hilda," erwiderte Kenyon, „Ihr wißt nicht, da Ihr es aus Euerm eignen Herzen, das ja ganz Reinheit und Ehrlichkeit iſt, nie kennen gelernt habt, welch eine Miſchung des Guten auch in böſen Dingen ſein kann und wie der größte Verbrecher, wenn Ihr ſein Verhalten von ſeinem eignen Geſichtspunkt oder irgend einem Seitenpunkt aus betrachtet, am Ende nicht ſo unbeſtritten verbrecheriſch iſt, als er erſcheinen mag. Und ſo mit Miriam, ſo mit Donatello. Sie ſind vielleicht Genoſſen in dem, was wir ein fürchterliches Verbrechen nennen müſſen, und doch will ich Euch geſtehen — wenn ich an die Grundurſache denke, an die Motive, die Gefühle, das plötzliche Zuſammentreffen von Umſtänden, die ſie vorwärts drängten, die Noth des Augenblicks und die edle Uneigennützigkeit auf jeder Seite — dann weiß ich nicht recht, wie ich es von vielem, was die Welt Heroismus nennt, unterſcheiden ſoll. Vielleicht würde hier ein Ausſpruch wie dieſer paſſen: — „Des Todes werth, aber der Liebe nicht unwürdig!"

„Nie!“ antwortete Hilda, indem ſie den Gegenſtand ausſchließlich durch das cryſtallklare Medium ihrer eignen Reinheit betrachtete. „Dieſe Sache iſt, was ihre Urſachen betrifft, ganz und gar ein Geheimniß für mich und muß es bleiben. Aber es gibt, glaube ich, nur ein Recht und ein Unrecht, und ich verſtehe es nicht und mag mich Gott auf ewig vom Verſtehen fernhalten, wie zwei ſo vollkommen unähnliche Dinge für ein und daſſelbe gehalten werden können, noch wie zwei Todfeinde, wie Recht und Unrecht doch ohne Zweifel ſind, bei einer und derſelben That zuſammenwirken können. Dies iſt mein Glaube, und ich würde an mir ſelbſt irre werden, wenn Ihr mich überreden könntet, ihn aufzugeben.“

„Wehe dann der armen menſchlichen Natur!“ ſagte Kenyon traurig und doch halb lächelnd über Hilda's ideale und unpraktiſche Theorie. „Ich habe Euch, meine theure Freundin, ſtets für eine ſchrecklich ſtrenge Richterin gehalten und war in Verlegenheit, zu begreifen, wie ſolches zartes Mitgefühl neben der Hartherzigkeit einer Stahlplatte beſtehen könne. Ihr bedürft keiner Gnade und wißt deshalb nicht, wie Ihr Gnade erzeigen ſollt.“

„Das klingt wie bittrer Spott,“ ſagte Hilda, indem Thränen ihr in die Augen traten. „Aber ich kann mir nicht helfen; ich kann meine Begriffe von der Wahrheit nicht ändern. Wenn es eine ſo fürchterliche Miſchung von Gutem und Böſem gibt, wie Ihr behauptet — und welche mir ſchreckensvoller erſcheint, als das Böſe allein — dann wird das Gute in Gift, nicht das Böſe in geſunden Stoff verwandelt.“

Der Bildhauer ſchien geneigt, noch etwas zu ſagen,

beugte ſich aber vor der ſanften Feſtigkeit, mit welcher Hilda zuzuhören ablehnte. Sie wurde ſehr traurig, denn eine Anſpielung auf dieſen unheimlichen Gegenſtand hatte gleichſam eine Gefängnißthüre halb geöffnet und einem Gewühl von quälenden Erinnerungen erlaubt, aus ihrem Kerker in die reine Luft und den weißen Glanz ihrer Seele zu flüchten. Sie bot Kenyon ein kürzeres Lebewohl als gewöhnlich und ging heimwärts nach ihrem Thurme.

Trotz ihren Bemühungen, ſie auf andere Gegenſtände zu lenken, verweilten ihre Gedanken bei Miriam, und was bisher nicht geſchehen war, ſie begann ſich einem ſchmerzlichen Zweifel hinzugeben, ob nicht auf ihrer Seite ein Unrecht gegen die einſt ſo geliebte Freundin begangen worden ſei. Manches, was Miriam in ihrer letzten Unterredung geſagt hatte, kehrte in ihr Gedächtniß zurück und ſchien jetzt mehr Gewicht zu verdienen, als Hilda ihm in ihrem Entſetzen über das eben verübte Verbrechen beigelegt hatte. Nicht etwa, daß ſich die That in der Rückerinnerung weniger frevelhaft und entſetzlich ausgenommen hätte; aber ſie frug ſich, ob nicht auch andere Fragen, als blos die einzige von Miriam's Schuld oder Unſchuld zu erwägen ſeien; wie, zum Beiſpiel, ob ein enges Band der Freundſchaft, welches wir einſt freiwillig knüpften, irgendeiner Unwürdigkeit wegen, die wir ſpäter an unſerm Freunde entdecken, auseinandergeriſſen werden dürfe. Indem wir von unſers Freundes inniger Zuneigung Gebrauch machen, verpfänden wir unſere eigene dahin, daß bei jedem Ereigniß ſicher auf ſie gerechnet werden kann. Und was für eine traurigere, verzweiflungsvollere Lage könnte es

geben, als diejenige, in welcher Miriam ſich befand. Wer bedarf mehr der zarten Hülfe der Unſchuldigen, als die mit Schuld befleckten Unglücklichen? Und muß eine egoiſtiſche Sorge für die Reinheit unſerer eigenen Gewandung uns davon abhalten, die Schuldigen an unſer Herz zu drücken, welches gerade deshalb, weil wir unſchuldig ſind, für ſie die ſicherſte Zuflucht vor weiterem Böſen iſt?"

Traurig genug für Hilda, ſich mit der Löſung dieſes moraliſchen Räthſels zu beſchäftigen und fühlen zu müſſen, daß, wie ſie es auch löſen möchte, auf der andern Seite über Unrecht geklagt werden würde. Hartnäckig kam ſie immer wieder auf die Idee zurück, daß das Band zwiſchen Miriam und ihr ein reelles, die Zuneigung eine aufrichtige geweſen ſei, und daß daher der Vertrag zwiſchen ihnen nicht wieder gebrochen werden dürfe.

„Miriam liebte mich ſehr," dachte Hilda reuevoll, „und als ſie meiner am meiſten bedurfte, entzog ich mich ihr."

Miriam liebte ſie allerdings, und nicht weniger glühend war die Zuneigung geweſen, welche Miriam's warmer, zärtlicher und edelmüthiger Charakter in Hilda's mehr beſonnenem und ruhigem Gemüth erweckt hatte. Sie war auch keineswegs erloſchen, denn zum Theil war das Elend, welches Hilda ſeither erduldet hatte, nur der verzweifelte Kampf ihres Zartgefühls, welches noch immer ihrer Freundin entgegenſtrebte. Und nun bei der erſten Ermuthigung erwachte dies Gefühl wieder und klagte, daß ihm Gewalt angethan worden.

Indem ſie auf das Unrecht zurückkam, deſſen ſie ſich gegen ihre Freundin ſchuldig glaubte, erinnerte ſie ſich

plötzlich eines verſiegelten Packets. Es war in ihre Hände niedergelegt worden, mit den ernſtlichſten Andeutungen, es geheim zu halten, und wenn es nicht nach einer gewiſſen Zeitfriſt zurückgefordert würde, es an ſeine Adreſſe zu befördern. Hilda hatte es vergeſſen oder vielmehr ſie hatte den Gedanken an dieſen Auftrag mit allen übrigen Gedanken, die ſich auf Miriam bezogen, in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes zu drängen geſucht.

Jetzt aber trieb die Erinnerung an dieſes Packet und der offenbare Werth, welchen Miriam auf die Ablieferung deſſelben zur beſtimmten Zeit legte, Hilda an, die Treppe zu ihrem Thurme hinaufzueilen, in der Furcht, daß die Zeitfriſt bereits abgelaufen ſein möchte.

Nein, der Termin war noch nicht vorbei, aber es war die höchſte Zeit. Hilda las die kurze Notiz auf einer Ecke des Couverts und entdeckte, daß im Fall Miriam von Rom abweſend ſei, das Päckchen gerade an dieſem Tage an ſeine Adreſſe befördert werden ſolle.

„Wie bald hätte ich mein Verſprechen gebrochen!“ ſagte Hilda, „und da wir für immer geſchieden ſind, ſo hat der Auftrag die Heiligkeit eines letzten Willens von einer verſtorbenen Freundin.“

Am Spätnachmittage machte ſich Hilda auf den Weg und richtete ihre Schritte nach dem Stadtviertel, in welchem der Palaſt Cenci ſtand. Ihre Gewohnheit, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen, hatte ihr durch lange Uebung einen ſo einfach kräftigen Muth eingeflößt, daß der Gedanke an Gefahr Hilda in ihrem einſamen Leben ſelten oder niemals beſchlich.

In dieſem Punkte wich ſie von den Meiſten ihres Ge-

ſchlechts ab, obſchon die Gewohnheiten und der Charakter ihres Heimathslandes öfters Weiber dahin erziehen, daß ſie der Welt furchtlos und tapfer gegenübertreten und die Entdeckung machen, daß ihre Schrecken durch die Tradition unſinnig übertrieben worden ſind. In neunundneunzig Fällen unter hundert iſt die Furcht der Frauen gänzlich unbegründet. Selbſt wie die Sachen jetzt ſtehen, ſind ſie in Wahrheit in gefährlichen Lagen und Begegniſſen ſicherer als die Männer, und ſie würden es noch mehr ſein, wenn ſie auf die Ritterlichkeit des männlichen Geſchlechts größeres Vertrauen ſetzen wollten. Bei allen ihren Wanderungen durch und um Rom war Hilda ſo ſicher gegangen und zurückgekehrt, wie ſie es gewohnt war, als ſie durch die Straße ihres neu-engliſchen Dorfes ſchritt, wo jedes ihr begegnende Geſicht ein bekanntes war. Gegenüber allem, was böſe, faul und widerlich an dieſer volkreichen und verderbten Stadt iſt, war ſie doch ſo ſicher einhergegangen, als ob ſie für jedermann unſichtbar ſei. Dies beweißt, daß, wie ſchlecht auch die Welt geworden ſein ſoll, die Unſchuld ein Paradies um ſich her ſchafft und in ihren Fall nicht verwickelt iſt.

Hilda's gegenwärtige Wanderung führte ſie in dasjenige Stadtviertel, welches, wenigſtens in phyſiſcher Hinſicht, der garſtigſte und ſchmuzigſte Theil Roms iſt. In der Nachbarſchaft liegt das Ghetto, wo tauſende von Juden innerhalb eines engen Raumes zuſammengepfercht ſind und ein gefängnißartiges, unſauberes Maſſenleben führen, demjenigen der Maden vergleichbar, welche einen faulen Käſe übermäßig bevölkern. Es iſt dies kein ſehr appetitliches Bild, aber es iſt bezeichnend.

Hilda überschritt die Grenzen dieser Region, ohne Gelegenheit zu haben, darin zu weilen. Die Nachbarschaft indeß sah natürlicherweise auch nicht viel besser aus. Es war ein Gewirr von schwarzen und häßlichen Häusern, die massiv aus den Ruinen früherer Zeitalter herausgemauert waren, roh und planlos, wie ein Armer seine Hütte bauen würde und doch hier und da einen gewölbten Thorweg, einen Karnieß, einen Pfeiler, oder eine zerbröckelte Arkade, vielleicht einstmals die Zierde eines Palastes, aufweisend. Viele von diesen Häusern mögen in der That vormals Paläste gewesen sein, und besaßen noch eine Art unsauberer Größe. Schmuz war überall; er bedeckte die engen Gassen, überzog wie eine Rinde die hohen, aber armseligen Mauern der Gebäude, von dem Fundament bis zum Dache, er lag auf den Thürschwellen, starrte aus den Fenstern und nahm bei den Kindern, welche aus ihm emporgewachsen zu sein schienen, die Gestalt menschlichen Lebens an. Ihr Vater war die Sonne und ihre Mutter ein Haufen römischen Moders.

Es ist eine untersuchungswürdige Frage, ob die alten Römer ein ebenso unsauberes Volk waren, als diejenigen überall sind, die ihnen folgten. Es scheint eine Art bösartigen Zaubers auf den Orten zu liegen, welche von diesen Herren der Welt bewohnt wurden, oder in ihrer Geschichte Berühmtheit erlangten, ein erblicher und unabwendbarer Fluch, der ihre Nachfolger antrieb, Schmuz und Unreinigkeit auf irgendwelche Tempel, Säulen, Palasttrümmer oder Triumphbogen zu werfen, die gerade am nächsten zur Hand waren, kurz auf jedes Monument, welches die alten Römer bauten. Es ist dies möglicher-

weiſe ein klaſſiſcher Zug, in regelmäßiger Folge auf ſpätere Zeit vererbt, obſchon vielleicht durch die reinlichere Civiliſation des Chriſtenthums etwas modificirt, ſodaß Cäſar auf ſeinem Gange zum Capitol Gaſſen betreten haben mag, die enger und ſchmuziger waren, als ſelbſt diejenigen des neuern Roms ſind.

Als Stammburg der Beatrice hatte der düſtere, alte Palaſt der Cenci ein Intereſſe für Hilda, obgleich daſſelbe nicht ſtark genug war, um die entmuthigende Wirkung des Aeußern vergeſſen zu laſſen. Die anliegende Piazza bot einen ärmlichen Anblick; es befand ſich auf ihr nur ein altes Weib, welche geröſtete Kaſtanien und gebackenen Kürbisſamen verkaufte. Sie blickte ſcharf auf Hilda und fragte, ob ſie den Richtweg verloren habe.

„Nein," ſagte Hilda, „ich ſuche den Palaſt Cenci."

„Dort drüben iſt er, ſchöne Signorina," erwiderte die römiſche Matrone. „Wenn Ihr das Packet, welches ich in Eurer Hand erblicke, beſorgt wünſcht, ſo wird mein Enkel Pietro dies ſchnell für einen Baiocco thun. Der Palaſt Cenci iſt ein Palaſt von übler Vorbedeutung für Jungfrauen."

Hilda dankte der alten Frau, verſicherte aber, daß es nothwendig ſei, den Auftrag perſönlich auszurichten. Sie näherte ſich der Vorderſeite des Palaſtes, welcher trotz ſeiner unermeßlichen Ausdehnung nur ein ärmliches Ausſehen hatte, und eine Behauſung zu ſein ſchien, welche der liebliche Schatten Beatrice's nicht gern beſucht haben würde, wenn es ihr Verhängniß nicht etwa unvermeidlich machte. Einige Soldaten ſtanden am Portal und ſchauten mit bei-

fälligen, aber nicht unanſtändig zudringlichen Blicken, auf das braunhaarige, hellwangige, angelſächſiſche Mädchen. Hilda begann die Treppe hinaufzuſchreiten, von welcher ſie drei Abtheilungen erſteigen mußte, bevor ſie die Thür erreichte, wohin ihr Auftrag lautete.

Bayerische Staatsbibliothek München

Neuntes Kapitel.

Das Verlöschen einer Lampe.

Zwiſchen Hilda und dem Bildhauer hatte eine Art von halbausgedrückter Verabredung ſtattgefunden, daß beide die Gallerien des Vaticans den folgenden Tag nach ihrem Zuſammentreffen im Atelier beſuchen wollten. Kenyon verfehlte demgemäß nicht, dort zu ſein, und wanderte durch die ausgedehnten Zimmerreihen, erblickte aber nichts von ſeiner erwarteten Freundin. Die zahlloſen Geſichter aus Marmor längs der Wände, die ſich zwanzig Jahrhunderte lang ſo ruhig verhalten haben, hatten kein Mitgefühl für ſein Mißgeſchick; und er ſeinerſeits ging an dieſen Schätzen und Wundern der antiken Kunſt mit der Gleichgültigkeit vorüber, welche irgend eine Befangenheit der Gefühle in Bezug auf Gegenſtände der Sculptur ſo leicht hervorzubringen vermag. Indem ſie von einer ſo kalten und reinen Subſtanz ſind, und meiſtentheils ihre Lebenskraft mehr vom Gedanken, als von der Leidenſchaft empfangen, verlangen ſie durch ein vollkommen reines und durchſichtiges Medium geſehen zu werden.

Und überdies hatte Kenyon ſo ſehr auf Hilda's zartes Kunſtverſtändniß gerechnet, welches ihn fähig machen ſollte, zwei oder drei der Statuen zu betrachten, über welche ſie bereits viel zuſammen geſprochen hatten, daß der ganze Zweck ſeines Beſuches durch ihre Abweſenheit vereitelt war. Es iſt eine koſtbare Art gegenſeitiger Hülfe, wenn zwei ſympathetiſche, doch verſchiedene Intelligenzen ihre Macht dazu vereinigen, ein Gedicht gemeinſam laut zu leſen, oder ein Gemälde oder eine Statue gemeinſchaftlich anzuſchauen. Selbſt wenn kein kritiſches Wort geäußert würde, ſo iſt doch die Einſicht jedes der dabei Betheiligten wunderbar vermehrt, und die Faſſungskraft erweitert; ſodaß das innere Geheimniß in einem genialen Werke, welches einem verborgen iſt, ſich oft zweien offenbaren wird. Indem er nun ſolche Hülfe vermißte, ſah Kenyon nichts in dem Vatican, was er nicht tauſendmal früher geſehen hätte, und vollkommener als jetzt.

In dem fröſtelnden Gefühl ſeiner Enttäuſchung glaubte er, daß es eine ſehr kalte Kunſt ſei, der er ſich gewidmet habe. Er zweifelte in dieſem Augenblick, ob die Bildhauerei wirklich immer das Material, worin ſie arbeitet, erweiche und erwärme; ob behauener Marmor wirklich irgendetwas mehr ſei als Kalkſtein; und ob der Apollo von Belvedere irgendein Verdienſt außer ſeiner phyſiſchen Schönheit beſäße, und ſelbſt nur in dieſer allgemein anerkannten Eigenſchaft über aller Kritik erhaben ſtehe. Nur mit flüchtigen Blicken, ſchien es, hatte er früher dieſe Statue als etwas Himmliſches und Gottähnliches betrachtet, aber nicht jetzt.

Nichts gefiel ihm, äußer vielleicht die Gruppe des Laokoon, welche, in ihrem unſterblichen Todeskampf, auf

Kenyon den Eindruck machte, als ſei dies der Typus eines lang und wildkämpfenden Mannes, der in die verknoteten Umſchlingungen von Irrthum und Bosheit verſtrickt iſt, dieſen beiden Schlangen, welche, wenn keine göttliche Hülfe dazwiſchen tritt, ihn und ſeine Kinder endlich ſicher erwürgen werden. Was er am meiſten bewunderte, war die wunderſame Ruhe, welche durch dieſen bittern Kampf verbreitet iſt, ſo daß dieſer der Wuth des durch ſeine Unermeßlichkeit beſchwichtigten Meeres gleicht, oder dem Lärm des Niagara, welcher aufhört Lärm zu ſein, weil er ewig dauert. So wuchs im Laokoon der Schrecken eines Augenblicks zu der Ausdehnung an, daß er das Fatum von unzählbaren Zeitaltern wurde. Kenyon hielt die Gruppe für den Triumph der Sculptur; aber in Wahrheit war es ſeine Stimmung ungewöhnlicher Niedergeſchlagenheit, welche ihn für die entſetzliche Herrlichkeit ſowohl, wie für die traurige Moral dieſes Werkes ſo empfänglich machte. Hilda ſelbſt hätte ihm nicht dazu behilflich ſein können, es mit nur annähernd ſolcher Einſicht zu betrachten.

In bei weitem höhern Grade niedergeſchlagen, als die Situation rechtfertigte, ging Kenyon in ſein Atelier und nahm ein großes Stück Thon in ſeine Hand. Er fand indeß bald, daß ſeine plaſtiſche Geſchicklichkeit für den Augenblick von ihm gewichen ſei. So begab er ſich wieder in die unbehaglichen Straßen Roms, und ging den Corſo auf und nieder, wo, wie immer zu dieſer Tageszeit, ein dichtes Gewühl von Vorübergehenden und Faulenzern die engen Seitenwege füllte. In dieſem Gewühle ſtieß Kenyon auch auf einen Büßenden.

Es war eine Geſtalt in einem weißen Gewand, mit

einer Art geſichtsloſer Maske über dem Antlitz, durch deren Oeffnungen die Augen ein unheimliches Feuer warfen. Solche eigenthümliche, fragliche Geſtalten ſieht man oft durch die Straßen italieniſcher Städte gleiten, und ſie werden gewöhnlich für Perſonen von Rang gehalten, welche ihre Paläſte, ihre Vergnügungen, ihren Pomp und Glanz verlaſſen und das Büßergewand für eine Zeitlang anlegen, mit der Abſicht, in dieſer Weiſe irgendein Verbrechen zu ſühnen, oder für die Anhäufung von kleinen Sünden, aus denen ein rein weltliches Leben zuſammengeſetzt iſt, Buße zu thun. Es iſt ihre Gewohnheit, Almoſen zu erbitten, und vielleicht die Dauer ihrer Buße nach der Zeit zu meſſen, welche erforderlich iſt, eine Summe Geldes von den kleinen Abfällen einzelner Wohlthaten anzuſammeln. Der Ertrag iſt zu irgendeinem wohlthätigen Zweck beſtimmt, ſodaß die Wohlthat, welche ihren eignen Seelen zu Gute kommt, auf irgendeine Weiſe mit einer guten That für ihre Nebenmenſchen verbunden iſt, oder doch dahin zielt. Dieſe Geſtalten üben eine fürchterliche und abſtoßende Wirkung, nicht ſo ſehr durch irgendeine ſehr auffällige Eigenthümlichkeit in der Kleidung, als durch das Geheimniß, welches ſie umgibt, und das Gefühl, daß irgendeine unzweifelhafte Sündhaftigkeit ihr Kern iſt.

Im gegenwärtigen Augenblick verlangte der Büßende jedoch kein Almoſen von Kenyon; obgleich ſie wohl ein oder zwei Minuten lang Angeſicht gegen Angeſicht ſtanden, und die hohlen Augen der Maske dem Blick des Bildhauers begegneten. Aber gerade, als das Gewühl im Begriff war ſie zu trennen, ſprach der Erſtere mit einer Kenyon nicht unbekannten, aber entfernt und fremd durch

die Büßermaske hindurchtönenden Stimme: „Steht alles gut bei Euch, Signor?“

„Alles gut,“ antwortete Kenyon. „Und bei Euch?“

Aber der maskirte Büßende gab keine Antwort, da er durch das Drängen der Menge mit fortgezogen wurde.

Der Bildhauer ſtand und beobachtete die Geſtalt, und war faſt willens, ihr nachzueilen und das abgebrochene Geſpräch wieder anzuknüpfen; aber es fiel ihm ein, daß es eine Heiligkeit gibt (oder wie wir es lieber nennen möchten, eine unverletzliche Geſellſchaftsform), die es verbietet, Perſonen auszufragen, welche unter dem Schleier der Buße zu wandeln wünſchen.

„Wie ſeltſam!“ dachte Kenyon bei ſich. „Es war ſicher Donatello! Was kann ihn nach Rom bringen, wo ſeine Erinnerungen ſo ſchmerzlich ſein müſſen, und ſeine Gegenwart nicht ohne Gefahr? Und Miriam? Kann ſie ihn begleitet haben?“

Er ging weiter, an die ungeheure Veränderung denkend, welche mit Donatello vorgegangen war ſeit jenen Tagen der Heiterkeit und Unſchuld, als der junge Italiener noch neu in Rom war und eben begann, ſich in der ſonnigen Wärme von Miriam's Lächeln einer Glückſeligkeit bewußt zu werden, die ihm pikanter dünkte als alles, was er bis jetzt erfahren. Das Wachsthum einer Seele, welches der Bildhauer bei ſeinem Freund wahrgenommen zu haben glaubte, ſchien kaum jenes ſchweren Preiſes werth, welcher in der Aufopferung jener einfachen Genüſſe beſtand, die nun für immer dahin waren. Ein Geſchöpf von antiker Geſundheit war von der Erde verſchwunden; und an ſeiner Stelle war nur ein anderer kränklicher und

reuevoller Menſch mehr unter den Millionen, welche in dieſelbe unterſchiedsloſe Form geknetet waren.

Der Zufall, auf dieſe Weiſe Donatello — den heitern Faun ſeiner Phantaſie und Erinnerung, jetzt in einen düſtern Büßer verwandelt — zu treffen, trug dazu bei, die Wolke, welche ſich auf Kenyon's Geiſt gelegt hatte, noch mehr zu verdunkeln. Es veranlaßte ihn, zu glauben, — wie wir gewöhnlich bei den kleinlichen Sorgen thun, welche ſich nicht eine Handbreit über unſere Sphäre ausdehnen — daß ſich die ganze Welt um ihn her verdunkele. Dieſe zufällige Begegnung nahm für ihn das ſchlimme Anſehen einer Vorbedeutung an, obſchon er nicht genau erkennen konnte, welches Unheil ſie prophezeien möge.

Nur einer beſondern Art von Groll, welchem Liebende ſo leicht zugänglich ſind, nur einer verkehrten Empfindlichkeit, welche bemüht iſt, ſich an dem geliebten Gegenſtand und dem eignen Herzen auszulaſſen in Erwiderung von Unannehmlichkeiten, an welchen keiner ſchuldig iſt, war es zuzuſchreiben, daß ſich Kenyon nicht ſofort nach Hilda's Atelier begab und fragte, warum die getroffene Verabredung nicht gehalten worden ſei. Aber die Zuſammenkunft von heute würde, wie er ſich einbildete, ſo reich an wahrhafter Freude und in ihren Reſultaten ſo wichtig für ſein zukünftiges Leben geweſen ſein, daß das herbe Mißlingen zu viel für ſeinen Gleichmuth war. Er grollte der armen Hilda, und tadelte ſie ohne nähere Unterſuchung; er war zugleich ärgerlich auf ſich, ärgerlich auf den Tag, welcher an ihm vorüberging, und würde ſogar dieſen Spätſtunden nicht geſtattet haben, das Fehlſchlagen des Morgens gut zu machen.

Die Wahrheit zu geſtehen, war es des Bildhauers Vorſatz geweſen, alle ſeine Hoffnungen auf dieſe Zuſammenkunft in den Gallerien des Vaticans zu ſetzen. Während er mit Hilda durch dieſe langen Fernſichten idealer Schönheit ſtreifte, dachte er ſich endlich über jenes Thema zu äußern, welches ſich Liebende auf Dorfwieſen, auf Waldwegen, an Seeufern zu erörtern ſehnen; es iſt in der That von geringer Bedeutung, wo es geſchieht, weil ſicher Roſen am Wege erblühen und Tauſendſchönchen und Veilchen unter den Füßen entſpringen, wenn das geſprochene Wort günſtig aufgenommen wird. Er war entſchloſſen zu prüfen, ob die Freundlichkeit, welche Hilda für ihn an den Tag legte, das koſtbare Zeichen eines beſondern Vorzuges oder nur der ſüße Duft ihrer Sinnesart war, an welchem andere Freunde den gleichen Antheil hätten. Er wollte verſuchen, ob es möglich ſei, dieſes ſchüchterne, aber aufrichtige und unſchuldig furchtloſe Weſen an ſich zu feſſeln und ſie eine ausgedehntere Freiheit empfinden zu laſſen, als die ganze Außenwelt ihr gewährte.

Es war, wir müſſen zugeben, hart, den Schatten eines winterlichen Sonnenunterganges auf einen Tag fallen zu ſehen, welcher ſo heiter hätte ſein können, hart für Kenyon, ſich wieder gerade da zu finden, wo ihn der geſtrige Tag gelaſſen hatte. Soviel hatte er von dieſen jetzt dahingeſchwundenen Tagen erwartet, daß es ſchien, als ob kein anderer Tag dieſelben goldnen Hoffnungen zurückbringen könnte.

In einem Fall, wie in dieſem, erſcheint es zweifelhaft, ob Kenyon etwas viel beſſeres gethan haben könnte, als er wirklich that, indem er in das Café Nuovo ging, um zu Mittag zu ſpeiſen und eine Flaſche Monteſiascone zu

trinken. Da aber der Montefiascone keine entſchiedene Beſſerung brachte, beſuchte er das Theater Argentino und ſaß düſter da, um eine italieniſche Comödie anzuſehen, welche doch geeignet war, ihn etwas zu erheitern, indem ſie, voll von ſtrahlender Heiterkeit, auf Jedermanns Lachmuskeln wirkte, ausgenommen die ſeinigen. Der Bildhauer kam indeß vor dem Schluß der Darſtellung ſo ungetröſtet heraus, als er hineingegangen war.

Als er ſeinen Weg durch die Verzweigung enger Straßen in dieſem verworrenen Theil der Stadt nahm, kam ein Wagen an ihm vorüber. Derſelbe wurde raſch vorwärts getrieben, doch nicht zu ſchnell, als daß nicht das Licht einer Gaslampe auf ein Geſicht darin hätte ſcheinen können, welches vorwärts gebeugt war und ihn zu erkennen ſchien, während eine winkende Hand aus dem Fenſter ſich herausſtreckte. In dieſem Augenblick erkannte Kenyon das Geſicht, und eilte zu dem Wagen, welcher im gleichen Augenblicke angehalten hatte.

„Miriam! Ihr in Rom!“ rief er aus. „Und Eure Freunde wiſſen nichts davon!“

„Steht alles gut bei Euch?“ fragte ſie.

Dieſe Frage, in den nämlichen Worten ausgedrückt, welche Donatello ſo kürzlich unter der Maske des Büßers hervor an ihn gerichtet hatte, machte Donatello beſtürzt. Entweder die vorhergehende Unruhe ſeines Geiſtes, oder irgendein Ton in Miriam's Stimme, oder die Unerklärbarkeit, ſie überhaupt hier zu erblicken, ließ ihm die Frage von einiger Vorbedeutung erſcheinen.

„Alles ſteht gut, glaube ich,“ antwortete er gedanken-

voll. „Ich weiß von keinem Unglück. Habt Ihr irgend eins zu verkünden?“

Er blickte noch ernſter auf Miriam und ſchwebte in einer träumeriſchen Ungewißheit, ob es wirklich Miriam ſei, mit der er ſpreche. Wahr; da waren jene ſchönen Züge, deren Umriß er nur zu oft und mit eines Bildhauers genauer und ſcharfer Auffaſſung ſtudirt hatte; es war kein Zweifel, daß dies Miriam's Geſicht ſei. Aber er nahm an ihr eine Veränderung wahr, deren Art und Weſen er ſich nicht genügend erklären konnte; vielleicht war es auch nur ihr Anzug, welcher bei dem matten Licht ihm reicher zu ſein ſchien, als die einfache Kleidung, die ſie gewöhnlich trug. Er ſchrieb dieſe Wirkung zum Theil einem Edelſtein zu, welcher auf ihrer Bruſt befeſtigt war; kein Diamant, ſondern etwas, was mit einem hellen rothen Glanz ſtrahlte, gleich den Sternen eines ſüdlichen Himmels. Faſt ſchien dieſes farbige Licht eine Ausſtrahlung ihrer ſelbſt zu ſein, als ob alles Leidenſchaftliche und Glühende in ihrer urſprünglichen Natur ſich auf ihrer Bruſt cryſtalliſirt hätte, und in Uebereinſtimmung mit irgend einer Bewegung ihres Herzens jetzt mit größerm Glanze funkele als jemals.

Begreiflicherweiſe konnte er durchaus nicht zweifeln, daß dies Miriam ſei, ſeine künſtleriſche Freundin, mit welcher er und Hilda ſo manche freundliche und vertrauliche Stunden zugebracht und die er zuletzt in Perugia geſehen hatte, wie ſie ſich mit Donatello unter der Segenſprechung des bronzenen Papſtes beugte. Ganz gewiß mußte es dieſelbe Miriam ſein, aber der ſcharfſpürende Bildhauer fühlte eine Verſchiedenheit des Betragens heraus, welches einen tiefern Eindruck auf ihn machte, als er

für möglich hielt, daß er durch ein ſo äußerliches Ding, wie ein Edelſtein, hervorgebracht werden könnte. Er erinnerte ſich des früher in Rom umlaufenden Geſchwätzes über Miriam's erſtes Auftreten, nämlich, daß ſie nicht eine wirkliche Künſtlerin, ſondern die Tochter eines berühmten ſteinreichen Hauſes ſei, welche blos zu ihrem Zeitvertreib lebte und ſtrebte und die aus ihrer angebornen Sphäre nur wie zu einem Zwiſchenſpiel herausgetreten war, gerade wie eine Prinzeſſin aus ihrem vergoldeten Staatswagen herabſteigt, um einmal zu Fuße durch eine Dorfgaſſe zu ſchlendern. Und nun, nachdem ſie eine Maske abgelegt, in welcher Liebe und Tod ihre verſchiedenen Rollen geſpielt, hatte ſie ihren eigentlichen Charakter wieder angenommen.

„Habt Ihr mir irgend etwas zu ſagen?“ rief er ungeduldig, denn nichts verurſacht eine unangenehmere Erſchütterung der Nerven, als eine ſolche Wahrnehmung von Zweideutigkeit bei vertrauten Perſonen oder deren Angelegenheiten. „Sprecht! denn mein Geiſt und meine Geduld ſind heute auf eine ſtarke Probe geſtellt worden.“

Miriam legte ihren Finger auf ihre Lippen und ſchien zu wünſchen, daß Kenyon die Gegenwart einer dritten Perſon wahrnehmen ſolle. Er erkannte jetzt in der That, daß irgend eine Geſtalt ſich ihr zur Seite im Wagen befand, die ihm bisher durch ihre Stellung verborgen geblieben war; es ſchien ein Mann mit einem blaßgelben Antlitz zu ſein, welchen der Bildhauer nur unvollkommen unterſchied und der ihm unbekannt war.

„Ich kann Euch nichts ſagen,“ erwiderte ſie, und indem ſie ſich gegen ihn neigte, flüſterte ſie, mehr als vorher der

alten Miriam gleichend. „Nur verzweifelt nicht, wenn die Lampe erliſcht!“

Der Wagen fuhr fort und Kenyon hatte nun Muße genug, über dieſes faſt unheimliche Zuſammentreffen nachzudenken, welches zu nichts anderm gedient zu haben ſchien, als ſeinen Geiſt mit noch ſchlimmern Ahnungen zu erfüllen, als vorher. Warum befanden ſich Miriam und Donatello in Rom, wo doch beide aller Wahrſcheinlichkeit nach viel zu fürchten hatten? Und warum hatte einer und der andere eine Frage an ihn gerichtet, welche auf irgendein Unheil zu deuten ſchien, das ihn, der ſich doch keines Unrechts bewußt war, bereits betroffen hatte oder ihm doch nahe bevorſtand?

„Ich bin ein ſchwacher, ſchlaffer, kraftloſer Thor,“ murmelte Kenyon für ſich, „aller Energie und Schnellkraft beraubt, ſonſt würden Donatello und Miriam mir nicht ſo entſchlüpft ſein. Sie wiſſen um irgendein Unglück, welches mich nahe angeht. Wann werde auch ich darum wiſſen?“

Nur ein einziges Unglück ſchien innerhalb der engen Sphäre, in welcher ſich der Bildhauer bewegte, möglich, und auch dieſem wußte er keine beſtimmte Geſtalt zu geben, nur das eine fühlte er, daß es irgend einen Bezug auf Hilda haben müſſe. Er ließ jedoch nun ſeine melancholiſchen Betrachtungen bei Seite und begab ſich eilig nach der Via Portogheſe. Bald ſtand der alte Palaſt vor ihm mit ſeinem maſſiven, in den dunkeln Himmel hinaufragenden Thurm, dem Anblick bis zu ſeiner Mitte durch die Finſterniß entzogen, aber durch die Lampe der Jungfrau, welche auf der Spitze ſchimmerte, höher oben erhellt. So

ſchwach in der weiten umgebenden Finſterniß er erſchien, ſo erleuchtete dieſer kleine Lichtſtrahl doch in nicht unbeträchtlicher Weiſe die finſtern Gedanken Kenyon's, denn der letzten Worte Miriam's ſich erinnernd, hatte er ſich der Einbildung hingegeben, daß er die heilige Lampe erloſchen finden würde.

Während er ſo emporblickend ſtand, wie ein Seemann auf den Stern blickt, auf welchen er ſein Vertrauen ſetzt, erzitterte das Licht, ſank, zuckte wieder auf, erloſch endlich gänzlich und ließ die Zinnen auf Hilda's Thurm in tiefſter Finſterniß. Seit Jahrhunderten zum erſtenmal hatte die geweihte legendenhafte Flamme vor dem höchſten, heiligen Schrein in Rom zu brennen aufgehört.

Zehntes Kapitel.

Der verlaſſene Heiligenſchrein.

Kenyon wußte ſehr wohl, welchen Begriff von Heiligkeit Hilda, obwohl Proteſtantin und Puritanerin, dieſem heiligen Schreine beilegte. Er kannte das tiefe Gefühl von ſowohl irdiſcher wie religiöſer Verantwortlichkeit, von dem ihr innerſtes Gewiſſen erfüllt war, als ſie von ihrer luftigen Kammer Beſitz ergriff und das Amt übernahm, die heilige Flamme brennend zu erhalten. Bei allen Angelegenheiten, welche tief genug liegen, um ihre Wurzeln im Rechten oder Unrechten zu haben, zeigte Hilda in ihren Handlungen eine Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, daß man ſich ſo ſicher auf das ſorgfältige Anbrennen der Lampe zur beſtimmten Zeit verlaſſen konnte, wie auf das Aufſteigen der Sonne im unveränderten Glanz am nächſten Tage.

Der Bildhauer konnte daher kaum ſeinen Augen trauen, als er das Licht erſt unſtät flackern und dann verlöſchen ſah. Sein Auge, glaubte er, müſſe ihn getäuſcht haben. Und jetzt, da das Licht nicht wieder aufflammte,

meinte er, es müſſe irgend ein undurchdringlicher Nebel ſich um das graue, alte Haupt des Thurmes gebreitet und das Licht dem Anblick der niedern Welt entzogen haben. Doch nein, gerade über den düſtern Zinnen erblickte er, als der Wind eine niedere Wolkenmaſſe zertheilte, einen Stern, und als er ſeine Sehkraft ernſtlich anſtrengte, glaubte er ſogar den verdunkelten Schrein ſelbſt zu erkennen. Soviel war gewiß: die Flamme hatte ihren Vorrath an Oel erſchöpft und war ausgelöſcht. Doch wo war Hilda?

Zufällig ging ein Mann in einem Mantel vorüber und Kenyon, der immer noch dem Zeugniß ſeiner Sinne mißtraute und gern noch von anderer Seite eine Beſtätigung ſeiner Wahrnehmung erhalten hätte, redete ihn an.

„Habt die Güte, Signor, auf die Spitze jenes Thurmes dort zu blicken und mir zu ſagen, ob die Lampe noch vor dem heiligen Schrein der Jungfrau brennt?“

„Die Lampe, Signor?“ antwortete der Mann, ohne ſich erſt die Mühe zu geben, hinaufzublicken. „Die Lampe, welche nun vierhundert Jahre lang gebrannt hat! Wie wäre es möglich, daß ſie jetzt nicht mehr brennen ſollte?“

„Aber ſchaut doch!“ ſagte der Bildhauer ungeduldig. Mit gutmüthiger Nachſicht gegen das, was er als eine bloße Grille eines excentriſchen Foreſtiero halten zu dürfen glaubte, richtete der Italiener nachläſſig ſeine Blicke aufwärts; aber ſobald er bemerkte, daß da oben wirklich kein Licht mehr brenne, hob er ſeine Hände mit einem lebhaften Ausdruck von Verwunderung und Beunruhigung empor.

„Die Lampe iſt ausgelöſcht!“ rief er. „Die Lampe, die nun vierhundert Jahre lang gebrannt hat! Das muß,

ſicherlich ein großes Unglück bedeuten und wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, Signor, ſo wollen wir uns raſch von hier entfernen. Ein Prieſter ſagte mir einmal, daß, wenn die Jungfrau ihren Segen entzöge und das Licht erlöſche, der alte Palazzo del Torre mit allem, was darin wohnt, in die Erde ſinken werde. Es wird noch vor Tagesanbruch einen ſchrecklichen Zuſammenſturz geben!"

Der Fremde eilte über Kopf und Hals davon, während Kenyon, der recht gern den Thurm vor ſeinen Augen zuſammenſtürzen geſehen hätte, inſofern nur Hilda gerettet würde, bei ſich beſchloß, ſo ſpät es war, nachzuſehen, ob ſie noch in ihrem Taubenſchlag ſei.

Durch den gewölbten Eingang tretend — welcher, wie es oft mit römiſchen Eingängen der Fall iſt, mitternachts ſo zugänglich war wie Mittags — tappte er bis zu der breiten Treppe, und, indem er ſein Wachslicht anbrannte, ging er leuchtend die zahlreichen Stufen empor, welche zu Hilda's Thür führten. Da dies zu ſo ungewöhnlicher Stunde geſchah, beſchloß er blos zu klopfen, und ſobald er ihre Stimme vernommen haben würde, ſich zurückzuziehen und ſeine Erklärungen und Entſchuldigungen für eine paſſendere Zeit aufzuſparen. Demgemäß, als er die luftige Höhe erreicht hatte, wo das Mädchen, wie er glaubte, im Schlummer lag, pochte er leiſe an die Thür — dann klopfte er kräftiger — dann donnerte er — ungeduldig mit voller Macht. Keine Antwort kam, Hilda war augenſcheinlich nicht da.

Nachdem er ſich hiervon überzeugt hatte, ſtieg Kenyon die Treppe hinab, machte an jedem folgenden Abſatz Halt und klopfte, von Angſt getrieben, an die Thür jedes Zim-

mers, ohne Rückſicht darauf, weſſen Schlummer er ſtören könnte, um zu erfahren, wann das Mädchen zuletzt geſehen worden ſei. Aber an jedem verſchloſſenen Eingang ließen ſich nur jene hohlen Echos vernehmen, welche ein Zimmer oder irgendeine Wohnung, groß oder klein, als Antwort auf den Schlag menſchlicher Fäuſte oder eines eiſernen Hammers, heraustönen läßt.

Einmal jedoch, auf dem untern Treppenabſatze, glaubte er eine vorübergehende Bewegung innerhalb der Thüre wahrzunehmen, als ob jemand an der Schwelle lauſche. Er hoffte, daß wenigſtens die kleine eiſenvergitterte Oeffnung unverſchloſſen ſein würde, durch welche römiſche Hausherren ſorgfältige Kenntniß von Einlaßbewerbern zu nehmen pflegen, vielleicht aus herkömmlicher Furcht, einen Räuber oder Mörder ſtatt einen Freund einzulaſſen. Aber ſie war und blieb verſchloſſen, auch wurde der Ton nicht wiederholt und Kenyon ſchloß daraus, daß ſeine aufgeregten Nerven ſeinen Sinnen einen Streich geſpielt hätten, wie dies zu geſchehen pflegt, wenn wir am meiſten der reinen Klarheit unſerer Sinne bedürfen.

Es blieb nichts weiter zu thun übrig, als zögernd hinwegzugehen und abzuwarten, was das nächſte Tageslicht Gutes oder Schlimmes enthüllen möge.

Früh am Morgen begab ſich Kenyon deshalb nach der Via Portogheſe zurück, ehe noch die ſchrägen Strahlen der Sonne die oberſte Hälfte von Hilda's Thurm ganz erleuchtet hatten. Als er ſich ſeiner Baſis näherte, ſah er die Tauben in voller Sitzung auf der ſonnigen Höhe der Zinnen beiſammen und ein Paar von ihnen — wahrſcheinlich ihrer Herrin beſondere Lieblinge und die Vertrauten

ihrer Buſengeheimniſſe, wenn Hilda welche hatte — kamen herabgeflogen und machten einen Verſuch, ſich auf ſeine Schultern niederzulaſſen. Aber obgleich ſie ihn augenſcheinlich erkannten, wollte ihnen ihre Schüchternheit noch nicht einen ſo entſchiedenen Beweis ihrer Zuneigung geſtatten. Kenyon's Augen folgten ihnen, als ſie wieder aufwärts flogen, und er gab ſich der Hoffnung hin, daß ſie als freudige Boten gekommen ſein möchten, um ihm des Mädchens Rettung zu verkündigen und daß er ihre ſchlanke Geſtalt, durch die Bruſtwehr halb verborgen, erkennen würde, wie ſie die ausgelöſchte Lampe vor dem Schreine der Jungfrau wieder anzündete, gerade wie andere Mädchen die kleinen Pflichten eines Haushaltes beſorgen. Oder vielleicht möchte er ihr ſanftes und liebliches Geſicht auf ihn herablächelnd erblicken, mitten unter dem Himmel, als ſei ſie für ein oder zwei Tage hierher geflogen, blos um ihre Verwandten zu beſuchen, aber wieder durch den Bann unerkannter Liebe erdwärts gezogen worden.

Aber ſeine Augen wurden durch keine ſo liebliche Viſion oder Wirklichkeit beglückt; auch deuteten die ungeſtümen, unruhigen Bewegungen der Tauben keineswegs auf irgend eine freudige Kunde, welche ſie mit Hilda's Freunde zu theilen verlangten, ſondern eher auf ängſtliche Erkundigungen, welche ſie nicht zu äußern vermochten. Sie konnten ebenſowenig ſagen als er, wohin ihre verlorene Gefährtin ſich zurückgezogen habe, und ſo ſchienen ſie in derſelben niedergeſchlagenen Stimmung wie er zu ſein, indem ſie ihr ſonniges und luftiges Leben verdunkelt und getrübt fühlten, jetzt, da ihre ſüße Geſellſchaft daraus hinweggenommen war.

In der frischen Morgenluft wurde es Kenyon viel leichter, seine Nachforschungen anzustellen, als in der vorhergehenden Mitternacht, wo irgendein durch den von ihm verursachten Lärm aufgestörter Schlummerer ihm nur mit mürrischen und schläfrigen Verwünschungen geantwortet und sich dann wieder herumgewendet haben mochte, um wieder einzuschlafen; denn es muß ein sehr bedeutender und naheliegender Anlaß sein, für welchen Leute gern einen Traum aufgeben. Als indeß die Sonne am Horizont emporgestiegen war, verhielt es sich ganz anders. Die heterogene Bevölkerung, welche das untere Geschoß des alten Thurmes und die andern ausgedehnten Regionen des Palastes bewohnten, zeigten sich jetzt bereit, alles was sie wußten zu erzählen und noch einen großen Theil mehr dazu. Die Liebenswürdigkeit dieser Italiener, unterstützt durch ihren scharfen und lebhaften Witz, veranlaßte sie, von allen möglichen Vermuthungen überzufließen und an Bezeigungen der Theilnahme für die verlorene Hilda überaus reich zu sein. Bei einem weniger redseligen Volke würden solche Aeußerungen eine Begierde, Land und See zu durchsuchen und nimmer zu rasten, bis das Mädchen gefunden wäre, haben voraussetzen lassen. Bei den Leuten aber, die sie äußerten, waren es nur gute Wünsche und insofern immer noch besser als Gleichgültigkeit. Es war wenig Zweifel, daß viele von ihnen für die schüchterne, braunhaarige, zarte, junge Ausländerin, welche aus irgend einem entfernten Lande herbeigeflogen war, um sich auf ihrem Thurme niederzulassen, wo sie nur mit den Tauben verkehrte, eine wahre Zuneigung fühlten. Aber ihre Thätigkeit erschöpfte sich in Ausrufungen und sie waren zufrieden,

alle wirkſameren Maßregeln Kenyon und der heiligen Jungfrau zu überlaſſen, deren Angelegenheit es ja war, dafür Sorge zu tragen, daß der treuen Pflegerin ihrer Lampe kein Leid geſchah.

In einem großen Pariſer Wohnhauſe, wie mannichfaltiger und gemiſchter Art ſeine Bewohner auch ſein mögen, würde der Concierge unter dem Thorweg von allen Hereinund Herausgehenden Kenntniß haben. Aber, ſeltene Fälle ausgenommen, iſt der gewöhnliche Eingang und die Haupttreppe eines römiſchen Hauſes ſo freigelaſſen wie die Straße, von welcher es eine Art Nebenſtraße bildet. Der Bildhauer konnte deshalb über Hilda's jetzigen Aufenthalt nur von zufälligen Beobachtern Auskunft zu erlangen hoffen.

Indem er dieſe Leute gründlich ausforſchte, wurde er über den Zeitpunkt, wo das Mädchen zuletzt geſehen worden, verſchieden berichtet. Einige verſicherten, es ſei vier Tage her, daß ſie keine Spur von ihr hätten; aber eine engliſche Dame, im zweiten Stock des Palaſtes, war eher der Meinung, daß ſie dieſelbe am Morgen des geſtrigen Tages mit einem Zeichenbuch in der Hand getroffen habe. Da ſie keine Bekanntſchaft mit der jungen Perſon habe, hätte ſie jedoch wenig darauf geachtet und könne ſich geirrt haben. Ein Graf in dem Geſchoß gleich darüber verſicherte feſt, daß er vor zwei Nachmittagen unter dem Thorwege ſeinen Hut vor Hilda gelüftet habe. Eine alte Frau, welche früher den Schrein der heiligen Jungfrau beſorgt hatte, warf einiges Licht auf die Sache, indem ſie ausſagte, daß die Lampe wenigſtens einmal in drei Tagen gefüllt werden müßte, obgleich ihr Oelbehälter äußerſt geräumig ſei.

Im Ganzen, obgleich es noch genug andere Aussagen gab, welche geeignet waren, Verwirrung hervorzubringen, konnte sich Kenyon nicht damit zufrieden geben, daß sie am Nachmittag des dritten Tages sichtbar gewesen sei, wo eine Fruchthändlerin sich erinnerte sie gesehen zu haben, wie sie mit einem versiegelten Packet in der Hand aus dem gewölbten Thorwege gekommen sei. Soweit der Bildhauer nachrechnen konnte, mußte dies eine Stunde später geschehen sein, nachdem Hilda von dem Bildhauer in seinem eigenen Atelier Abschied genommen hatte, mit der Verabredung, daß sie sich am nächsten Tage in dem Vatican treffen wollten. Zwei Nächte waren also verstrichen, seitdem man das verlorene Mädchen nicht gesehen hatte.

Die Thür von Hilda's Gemächern war noch verschlossen wie in der Nacht vorher, aber Kenyon suchte die Frau des Mannes auf, welcher sie vermiethete und bewegte sie durch Bitten, ihm durch Hülfe des Doppelschlüssels, den die gute Frau in ihrem Besitz hatte, Eintritt zu verschaffen. Als er eintrat, ließen ihn die mädchenhafte Reinlichkeit und einfache Anmuth, welche in allen Einrichtungen bemerklich waren, deutlich fühlen, daß dies der tägliche Aufenthalt einer reinen Seele war, in welcher Religion und die Liebe zur Schönheit verschmolzen waren.

Von dort führte die stramme römische Matrone den Bildhauer über einen engen Gang und öffnete die Thür einer kleinen Kammer, an deren Thürschwelle er ehrerbietig stehen blieb. Es war ein Bett darin mit weißem Ueberzuge bedeckt und von schneeigen Vorhängen umhüllt, wie ein Gezelt, gerade weit genug, daß eine zarte Gestalt darin ruhen konnte. Der Anblick dieser kühlen, luftigen

und abgeſchiedenen Wohnung rührte des Liebenden Herz, als ob der Raum hinlänglich von Hilda's ſanften Träumen belebt ſei, um ihn für einen Augenblick glücklich zu machen. Aber dann kam das tiefere Bewußtſein ihres Verluſtes, das einen ſcharfen Stachel des Schmerzes mit ſich brachte.

„Seht, Signor," ſagte die Matrone, „hier iſt die kleine Treppe, auf welcher die Signorina emporzuſteigen pflegte, um die Lampe der heiligen Jungfrau zu beſorgen. Sie war würdig, eine Katholikin zu ſein, ſoviel Mühe gab ſich das gute Kind, ſie brennend zu erhalten, und ohne Zweifel wird ſich die heilige Maria für ſie verwenden, in Erwägung ihrer ferneren Dienſte, obgleich ſie Ketzerin war. Was aus dem alten Palaſte werden wird, nun, da die Lampe verlöſcht iſt, wiſſen nur die Heiligen über uns! Wollt Ihr auf die Zinnen ſteigen, Signor, und ſehen, ob ſie dort eine Spur von ſich zurückgelaſſen hat?"

Der Bildhauer durchſchritt die Kammer und erſtieg die kleine Treppe, welche zu dem luftigen Giebel des Thurmes hinaufführte. Es rührte ihn unausſprechlich, unter dem Schrein einen Strauß von ſchönen Blumen zu erblicken, den er ſelbſt einmal Hilda zum Geſchenk gemacht hatte. Sie hatte den Strauß in eine Vaſe mit Waſſer geſteckt und ſie der Jungfrau geweiht, vielleicht zum Theil in einer ſchwärmeriſchen, aber dabei auch jener religiöſen Stimmung, welche ihren Charakter ſo tief durchdrang. Eine Roſenknospe hatte ſie in der That für ſich von der reichen Maſſe der Blumen abgeſondert, denn Kenyon erinnerte ſich ſehr wohl, ſie an ihrem Buſen erblickt zu haben, als er ſie zuletzt in ſeinem Atelier ſah.

„Dieſen kleinen Theil meiner großen Liebe nahm ſie

an ſich," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Den Reſt glaubte ſie dem Himmel geweiht zu haben, aber ſie hat ihn nur verwelkend in der Sonne und dem Wind zurückgelaſſen. Ach Hilda, Hilda, hätteſt Du mir ein Recht gegeben, über Dich zu wachen, dieſes Uebel wäre nicht gekommen!"

„Seid nicht niedergeſchlagen, Signorino mio!" ſagte die römiſche Matrone als Antwort auf den tiefen Seufzer, welcher ſich aus Kenyon's Bruſt hervorkämpfte. „Das liebe, kleine Mädchen hat, wie wir ſehen, jenen geſegneten Schrein ſo andächtig ausgeſchmückt, wie ich oder irgendein anderes gutes katholiſches Weib nur immer es hätte thun können. Es iſt eine fromme Handlung und hat größere Wirkung als ein Gebet. Die Signorina wird ſo ſicher zurückkommen, als die Sonne morgen nicht weniger als heute durch das Fenſter ſcheinen wird. Sind doch auch ihre Tauben öfter für ein oder zwei Tage abweſend geweſen, aber ſicher kamen ſie wieder, um ihr Haupt zu umflattern, wenn ſie ſie am wenigſten erwartete. So wird es auch mit dieſem taubengleichen Mädchen ſein."

„So würde es jedenfalls ſein," dachte Kenyon voll innerer Beſorgniß, „wenn ein reines Mädchen in einer ſo böſen Welt wie die unſrige, ſo ſicher wäre wie eine Taube!"

Als ſie wieder durch das Atelier zurückkehrten, mit deſſen Ameublement und innerer Einrichtung der Bildhauer ſo vertraut war, vermißte er ein kleines Schreibekäſtchen aus Ebenholz. Er wußte, daß es Hilda's Gewohnheit war, ihre Briefe in dieſem Käſtchen aufzubewahren, wie auch ſo manche andere kleine Gegenſtände, die ihr beſonders am Herzen lagen.

„Was iſt damit geworden?“ fragte er plötzlich, indem er ſeine Hand auf den Tiſch legte.

„Womit geworden, bitte?“ rief die Frau ein wenig in Verwirrung geſetzt. „Vermuthet der Signor vielleicht etwas wie einen Diebſtahl?“

„Das Schreibekäſtchen der Signorina iſt fort,“ erwiderte Kenyon, „es ſtand immer auf dieſem Tiſche und ich ſelbſt ſah es erſt vor wenigen Tagen dort.“

„Ach ſo,“ ſagte die Frau, indem ſie ihre Faſſung, die ſie ein wenig verloren hatte, wiedergewann. „Die Signorina hat es ohne Zweifel mitgenommen. Dies iſt indeß ein gutes Zeichen; denn es beweiſt, daß ſie nicht unvorbereitet fortging und daß ſie beabſichtigt, wiederzukehren, wenn es ihr am beſten paſſen wird.“

„Sehr ſonderbar! Habt Ihr oder eine andere Perſon die Zimmer beſucht, ſeitdem die Signorina verſchwunden iſt?“

„Nicht ich, Signor, ſo mir der Himmel und die Heiligen helfen! Ich glaube, daß es nicht mehr als zwei Schlüſſel in Rom gibt, welche zu dieſem wunderlichen, alten Schloſſe paſſen. Hier iſt der eine, und was den andern betrifft, ſo hat ihn die Signorina in ihrer Taſche mitgenommen.“

Der Bildhauer hatte keinen Grund, die Ausſage dieſer ehrbaren Dame in Zweifel zu ziehen. Sie ſchien wohlmeinend und gutherzig zu ſein, wie die römiſchen Matronen im allgemeinen ſind, ausgenommen wenn ein Anfall von Leidenſchaft ſie antreibt, einen Platzregen ſchauerlicher Flüche auf eine verhaßte Perſon zu ſchütten, oder vielleicht mit dem ſtählernen Stiletto, welches ihnen als eine Haar-

nadel dient, nach ihnen zu ſtechen. Aber italieniſche Betheuerungen bei irgend einem fraglichen Factum, wie wahr ſie vielleicht auch ſein mögen, haben kein Zeugniß der Wahrheit in den Geſichtern derjenigen, welche ſie ausſprechen; ihre Worte werden mit einem ungewöhnlichen Ernſt geſprochen und doch geben ſie keine Bürgſchaft dafür, daß ſie irgend aus der Tiefe kommen. Es iſt anſtatt der Aufrichtigkeit immer etwas Unräthſelbares in ihren Augen. Kurz, ſie lügen ſoviel, was der Wahrheit gleich ſieht, und ſprechen ſo viel Wahres, als ob ſie eine Lüge erzählten, daß ſich ihr Zuhörer ſelbſt in Verdacht hält, im Unrecht zu ſein, ob er ihnen glaube oder ob er ihnen nicht glaube, da blos das Eine gewiß iſt, daß Falſchheit ſelbſt dem zarteſten italieniſchen Gewiſſen keine unerträgliche Laſt iſt.

„Es iſt aber doch ſehr ſeltſam, was aus dem Käſtchen geworden iſt," wiederholte Kenyon, der Matrone gerade in's Geſicht blickend.

„Sehr ſeltſam, in der That, Signor!" erwiderte ſie ſanft, ohne ihre Augen im geringſten wegzuwenden. „Ich denke, daß die Signorina es mit ſich genommen haben müſſe."

Es ſchien unnütz, hier länger zu verweilen. Kenyon verabſchiedete ſich daher, nachdem er mit der Matrone ein Uebereinkommen getroffen hatte, wonach ſie auf die Bedingung hin, daß Kenyon für die Miethe garantirte, die Zimmer ganz in dem gegenwärtigen Zuſtand zu belaſſen verſprach.

Er brachte den übrigen Theil des Tages damit zu, ſolche weitere Unterſuchungen, als er für zweckmäßig hielt, anzuſtellen. Und obſchon es ihm anfangs widerſtrebte,

die öffentliche Aufmerksamkeit auf Hilda's Angelegenheit zu ziehen, so waren die Umstände doch so dringlich, daß sie ihn nöthigten, die Sache ganz ernstlich zu betreiben. Im Laufe einer Woche setzte er alle nur immer sich darbietenden Mittel in Bewegung, um das Geheimniß zu ergründen, und zwar nicht nur seine persönlichen und diejenigen seiner Kunstgenossen und Freunde, sondern auch diejenigen der Polizei, welche bereitwillig ihren Beistand leistete und großes Vertrauen auf Erfolg ausdrückte. Aber die römische Polizei ist ziemlich unkräftig, wo es nicht das Interesse des Despotismus betrifft, dessen Werkzeug sie ist. Mit ihren stolzen Hüten und Seitengewehren bieten die Polizeiagenten zwar einen hinlänglich imponirenden Anblick und sicherlich halten sie ihre Augen weit genug offen, um einem politischen Verbrecher auf die Spur zu kommen, aber sie sind nur zu oft für verletzte Privatinteressen, für einen Mord oder irgend ein geringeres Verbrechen blind. Kenyon rechnete wenig auf ihren Beistand, und hatte auch nicht den geringsten Nutzen von ihr.

Indem er sich der geheimnißvollen Worte erinnerte, welche Miriam an ihn gerichtet hatte, trachtete er eifrig danach, mit ihr zusammenzutreffen, aber er wußte nicht, wohin sie gegangen war, noch wie er eine Unterredung mit ihr oder Donatello erlangen sollte. Die Tage schwanden einer nach dem andern hin und immer noch fehlte jede Kunde von der Verlorenen; keine Lampe brannte wieder vor dem Schrein der heiligen Jungfrau; kein Licht schien in das Herz des Liebenden; kein Stern der Hoffnung zeigte sich am Himmel, auf den er seine Augen fast vorwurfsvoll richtete.

Elftes Kapitel.

Die Flucht von Hilda's Tauben.

Der Bildhauer fühlte jetzt, daß zugleich mit der Lampe auf Hilda's Thurm ein Licht verlöscht oder wenigstens verdunkelt war, welchem er verdankte, was immer für Heiterkeit bisher sein kaltes, künstlerisches Leben erleuchtet hatte. Der Gedanke an dieses Mädchen war wie eine Kerze von jungfräulichem Wachs gewesen, welche mit einer reinen und steten Flamme brennt und die bösen Geister aus dem magischen Kreis ihrer Strahlen vertreibt. Sie hatte ihren Glanz weithin erstreckt und die ganze Sphäre, in welcher Kenyon sein Dasein hatte, wohlthätig verändert. Und da er dieses Licht nicht mehr erblickte, fand er sich plötzlich in Dunkelheit und in der Irre.

Dies war vielleicht die Zeit, wo Kenyon zum ersten Mal gewahr wurde, welch eine traurige Stadt Rom und welch ein schreckliches Gewicht auf das menschliche Leben gelegt ist, wenn irgend eine Finsterniß innerhalb des Herzens dem schwermuthsvollen Charakter der Ruinen Roms entspricht. Er wanderte und kletterte gleichsam wie im

Traume über die gefallenen Säulen und unter den Grabmälern in der Finsterniß der Catacomben umher und fand keinen Weg, welcher hinausführte. Der Glückliche kann wohl fortfahren, unter dem glänzenden Himmel von Rom ein Glücklicher zu sein. Aber wenn ihr mit melancholischer Stimmung dahin geht — wenn ihr mit Trümmern in euerm Herzen geht, oder mit einer leeren Stelle da, wo einst der luftige Bau des jetzt verschwundenen Glückes stand — dann wird sich die ganze gewichtige Dunkelheit der römischen Vergangenheit auf diesen Fleck häufen und euch niederdrücken wie mit dem aufgehäuften Marmor und Granit, den Erdhügeln und Ziegelsteinmassen seines materiellen Verfalls.

Man kann sich wohl denken, daß ein melancholischer Mensch hier Gelegenheit hat, mit einer düstern Philosophie Bekanntschaft zu machen. Hier sollte er lernen, geduldig seine individuellen Schmerzen zu tragen, welche nur eine kurze Lebenszeit dauern, hier, wo die Wirkungen unendlichen Unglücks im großartigsten Style vor ihm liegen und wo so viele entfernte Merkmale der Zeit rings um ihn her die Entfernung von tausend vergangenen Jahren in die Sphäre von gestern rücken. Aber vergebens sucht ihr diesen Strauch bitterer Süßigkeit unter den Pflanzen, welche sich auf der rauhen Oberfläche massiver Mauern anwurzeln, oder sich von den Spitzen der Säulen herabranken, oder auf dem Grasplatz — innerhalb des Palastes der Cäsaren — hervorsprießen. Er wächst nicht in Rom; sogar nicht unter den fünfhundert verschiedenen Arten von Unkraut, welche die grasigen Bogen des Colosseums bedecken. Ihr schaut durch eine Fernsicht von Jahrhunderten

und wieder Jahrhunderten — durch viel Schatten und wenig Sonnenſchein — durch Barbarismus und Civiliſation, eins mit dem andern abwechſelnd, wie Schauſpieler, welche mit ihren Rollen alternirt haben — einen breiten Heerweg entlang, der von aufeinanderfolgenden Generationen, Paläſten und Tempeln eingefaßt und von alten Triumphbogen überragt iſt, bis ihr in der Ferne die Obelisken mit ihren unlöslichen Inſchriften erblickt, auf eine unendlich entferntere Vergangenheit hinweiſend, als die Geſchichte nachweiſen kann. Euer eigenes Leben iſt nichts, verglichen mit jener unermeßlichen Entfernung; und doch begehrt ihr um nichts weniger ernſtlich einen Schimmer von Sonnenſchein, anſtatt eines Schattenfleckens auf den ein oder zwei Schritten, welche euch zur Ruhe bringen werden.

Wie außerordentlich unverſtändig! Alle Menſchen von dem Datum des früheſten Obelisken an und noch früher hatten ein ähnliches Verlangen und ſahen ſelten ihren Wunſch erfüllt. Und wäre er erfüllt worden, was hätten ſie jetzt beſſeres? Während ihr dieſe traurige Lehre vor Augen habt, ſchreit euer Herz laut auf über ſeinen geringen Antheil irdiſcher Glückſeligkeit und will ſich durch die Myriaden von todten Hoffnungen nicht beruhigen laſſen, welche in dem Boden Roms begraben liegen.

Auf Hilda's Lebensweg zurückblickend, wunderte Kenyon ſich über ſeine blinde Einfalt, welche ihn abgehalten hatte — wie ein Freund, wenn nicht mit ſtärkerem Recht — ſich gegen die Gefahren aufzulehnen, von welchen Hilda fortwährend bedroht war. Unſchuldig wie ſie war, vermochte ſie nicht, die Größe dieſer Gefahren zu würdigen, oder auch nur ihre Exiſtenz für möglich zu halten. Aber

er, welcher Jahre in Rom zugebracht hatte, mit eines Mannes weit ausgedehnterem Gesichtskreis von Beobachtung und Erfahrung — kannte Dinge, welche ihn schaudern machten. Es schien Kenyon, indem er durch das dunkelgefärbte Medium seiner Befürchtungen blickte, daß alle Arten des Verbrechens in der engen Verwirrung römischer Straßen zusammengehäuft seien, und daß es kein dagegen sicherndes Element gebe, wie dieses doch in andern ausschweifenden und verdorbenen Städten vorhanden ist.

Denn hier gab es eine Priesterschaft, vollgemästet, sinnlich, mit rothen und aufgedunsenen Wangen und verschwollenen Augen. Mit einer ersichtlich gröberen Entwickelung des thierischen Lebens als die niedersten Menschen, standen sie in unerlaubten Verhältnissen mit Frauen und verloren dadurch das gesunde menschliche Bewußtsein, das andern menschlichen Wesen eigen ist, welche durch angenehme Familienpflichten mit Weib und Tochter verbunden sind. Und es gab hier einen indolenten Adel, ohne erhabenes Ziel und ohne Gelegenheit zu edlerer Thätigkeit, vielmehr einen lasterhaften Lebenswandel pflegend, als sei es eine Kunst und die einzige, welche zu erlernen sie sich bemühen müßten. Es gab hier eine Bevölkerung, die, hoch und niedrig, keinen wahren Glauben an eine Tugend hatte; aus Individuen zusammengesetzt, welche, wenn sie sich irgend einer verbrecherischen Handlung bewußt sind, jede Unruhe, Reue und jedes Andenken daran dadurch abwerfen, daß sie eine kurze Weile im Beichtstuhl knien und sich entlastet, lebenslustig und zu neuem sündigen Thun begierig wieder erheben. Hier gab es eine Soldateska, welche

Rom für ihre eroberte Stadt hielt und sich ohne Zweifel als die gesetzmäßigen Erben der schlimmen Zuchtlosigkeit betrachteten, welche Gallier, Gothen und Vandalen in vergangenen Tagen hier geübt haben.

Und welche Räume für neue Verbrechen finden sich nicht in diesen schuldbeladenen Stadtvierteln, wo das Verbrechen seit uralter Zeit zu Haus zu sein pflegte und seine alten erblichen Schlupfwinkel hatte! Wo gab es eine Straße in Rom, wo eine alte Ruine, wo einen Platz, auf welchem der Mensch zum Stehen Raum hatte, wo einen losgebröckelten Stein, die von einer oder der andern Art des Verbrechens unbefleckt gewesen wären! Es gab Augenblicke in der Geschichte dieser Stadt, wo die dunkle Fluth menschlicher Bosheit überschwoll, weit höher als sich die Tiber je gegen die steile Anhöhe der sieben Hügel erhob. Kenyon's krankhaftem Blick erschien es, als gäbe es ein ansteckendes Element, welches sich nebelgleich von der alten Verderbtheit Roms heranwälzte und über der todten und halbverfaulten Stadt wie nirgends sonst auf Erden brütete. Und wo konnte das Verbrechen geeignetere Gelegenheiten finden als hier! In diesen ausgedehnten Palästen waren hundert entfernte Winkel, wo der Aufschrei der Unschuld umsonst verhallen würde. Unter manchen unansehnlicheren Häusern befanden sich unvermuthete Verließe, die einst fürstliche Zimmer und dem Tageslicht offen gewesen waren; aber irgendeiner dort vollbrachten verruchten That wegen hatte jedes Jahrhundert seine Handvoll Staub auf den Fleck geworfen und ihn vor den Blicken begraben. Nur Mörder wissen von seinem Dasein und hüten ihn als Schlupfwinkel für Mord und schlimmere Verbrechen.

So war die Stadt, durch welche Hilda drei Jahre lang, ohne einen Beschützer oder Führer, gewandert war. Sie war leicht über die Spuren von alten Verbrechen hinweggeschritten; sie hatte ihren Weg mitten durch den Schmuz und die Verderbtheit genommen, welche das Heidenthum dort zurückgelassen und ein verdorbenes Christenthum verderblicher gemacht hatte; sie war, einer Heiligen gleich, durch dies Alles mit reinen, schuldlosen Füßen gegangen, bis sie in irgendeiner dunklen Fallgrube, welche gerade unter ihren Füßen sich hinstreckte, endlich doch verschwunden war. Es war schrecklich, sich vorzustellen, welche ungeheure Gewaltthat es war, die sie in diese Untiefe hinabgestoßen haben könnte!

Wohl versuchte sich der Liebende mit dem Gedanken zu trösten, daß Hilda's Heiligkeit ein genügender Schutz sei. Ach, ja; sie war so rein, daß die Engel, welche von derselben Schwesterschaft waren, Hilda vor Leid bewahren mußten. Ein Wunder mußte ihretwillen bewirkt werden, so natürlich, wie ein Vater die Hand ausstrecken würde, um ein vielgeliebtes Kind zu retten. Die Vorsehung mußte einen kleinen Raum und eine Atmosphäre um sie her erhalten, so sicher und gesund, wie der Himmel selbst, wie sehr auch die Fluth schändlicher Ungerechtigkeit rings um sie anschwellen und ihre schwarzen Wogen über ihr Haupt wälzen möchte! Aber diese Reflexionen waren von geringem Nutzen. Kein Zweifel, sie enthielten die eigentliche Wahrheit. Aber die Wege der Vorsehung sind gänzlich unerforschlich; und mancher Mord ist vollbracht worden, und manche unschuldige Jungfrau hat ihre weißen Arme emporgehoben, in der äußersten Noth den Himmel um Hülfe

anflehend, und alles vergebens; ſodaß, obgleich die Vorſehung unendlich gut und weiſe iſt — und vielleicht gerade aus dieſem Grunde — es eine halbe Ewigkeit dauern kann, ehe der große Kreis ihrer Abſichten uns die überreiche Belohnung für all' dieſe Trübſal bringen wird! Aber was der Liebende verlangte, war ſchneller, augenblicklicher Troſt, die Gewißheit von Hilda's gegenwärtiger Sicherheit, und ihre Wiederkehr innerhalb derſelben Stunde.

Ein mit reicher Phantaſie begabter Mann, duldete er die Strafe dieſer Begabung in der Vorſtellung hundertfach verſchiedener düſter gefärbter Scenen, in welchen Hilda immer die Hauptperſon war. Der Bildhauer vergaß ſeinen Marmor. Rom hörte auf, irgendetwas für ihn zu ſein, außer ein Labyrinth von traurigen Straßen, in deren einer oder der andern das verlorene Mädchen verſchwunden war. Er wurde von dem Gedanken gequält, daß irgendein Umſtand, zu wichtig um bekannt zu ſein, und vielleicht leicht zu entdecken, bisher überſehen worden ſei, ein Umſtand, der ihn, wenn er ihn herausfinden könnte, gerade auf die Spur von Hilda's Schritten führen würde. Zu dieſem Zweck begab er ſich jeden Morgen nach der Via Portogheſe und machte ſie zum Gegenſtand neuer Nachforſchungen. Nach dem Einbruch der Nacht kehrte er gleichfalls beſtändig hierher zurück, indem eine ſchwache Hoffnung in ſeinem Herzen dämmerte, daß die Lampe wieder auf der Spitze des Thurmes ſchimmern und das häßliche Geheimniß aus dem durch ihre Strahlen geweihten Kreis vertreiben würde. Da es keinen Punkt gab, welchen er feſt ergreifen konnte, ſo war ſeine Seele mit Hoffnungen und Befürchtungen unbegründetſter Art erfüllt. Einſt glaubte Kenyon

ſein Leben in Marmor geſchnitten, jetzt fand er, daß es bloſer Dunſt war.

In ſeiner aufgeregten und verzweifelten Stimmung ergriff ihn ein kleiner Umſtand mit einer nutzloſen Bangigkeit. Die Tauben waren anfangs ihrer verlorenen Herrin treu geweſen. Sie verfehlten nicht, in ſichtbarer Erwartung ihrer Zurückkunft, in einer Reihe auf ihrem Fenſterbret zu ſitzen, oder ſich auf den Schrein, oder auf die Kirchenengel, oder auf Dächer und Portale der Häuſer niederzulaſſen. Nach der zweiten Woche begannen ſie indeſſen hinwegzufliegen und, indem ſiepaar weiſe ſich abſonderten, ſich andern Taubenſchlägen zuzuwenden. Nur eine einzige Taube blieb, und brütete traurig unter dem Schrein. Der Schwarm, welcher geſchieden war, glich den vielen Hoffnungen, welche, aus Kenyon's Herzen geſchwunden waren; die eine, welche noch verweilte und ſo unglücklich ausſah — deutete ſie auf Hoffnung oder bereits Verzweifelung?

In der Straße begegnete der Bildhauer eines Tages einem Prieſter von mildem und ehrwürdigem Anſehen; und da ſein Geiſt beſtändig bei Hilda verweilte, und ſeine beſondere Thätigkeit dahin richtete, jeden Zufall aufzufinden, welcher je mit ihr in Zuſammenhang geſtanden hatte, fiel es ihm ſofort ein, daß dies derſelbe Pater war, mit welchem er ſie im Beichtſtuhl geſehen hatte. Solches Zutrauen hatte Hilda ihm eingeflößt, daß Kenyon nie gefragt hatte, was der Gegenſtand der Beichte zwiſchen ihr und dieſem alten Prieſter geweſen ſei. Er hatte keinen Grund zu glauben, daß dieſelbe irgend einen Zuſammenhang mit ihrem ſo viel ſpätern Verſchwinden haben könnte. Aber

da er nun einmal zufällig mit einer Perſon zuſammengetroffen war, welche, wie er ſich jetzt erinnerte, mit der Vermißten in geheimnißvoller Weiſe in Verbindung ſtand, ſo fühlte ſich der Bildhauer bewogen, den Pater anzureden.

Vielleicht hatte die ehrwürdige Freundlichkeit in des alten Mannes Antlitz Kenyon's Herz gewonnen; jedenfalls ſprach er, als beſtände längſt Freundſchaft und ein Gegenſtand gegenſeitigen Intereſſes zwiſchen ihnen.

„Sie iſt von mir gegangen, Vater!“ ſagte er.

„Von wem ſprecht Ihr, mein Sohn?“

„Von jenem lieben Mädchen, welches vor Euch im Beichtſtuhl kniete. Gewiß erinnert Ihr Euch ihrer unter all' den Sterblichen, auf deren Bekenntniſſe Ihr gelauſcht habt! Denn ſie allein konnte keine Sünden zu offenbaren haben.“

„Ja, ich erinnere mich,“ ſagte der Prieſter mit einem Schimmer auflebender Erinnerung in ſeinen Augen. „Sie war dazu auserſehen, ein wunderbares Zeugniß für die Wirkſamkeit der göttlichen Anordnungen der Kirche abzulegen, indem ſie ſich einer derſelben unterwarf und augenblickliche Erlöſung durch ſie fand, obgleich ſie Ketzerin war. Es iſt mein Vorſatz, eine kurze Erzählung dieſes Wunders zur Belehrung der Menſchheit zu veröffentlichen, in Latein, Italieniſch und Engliſch durch die Buchdruckerpreſſe der Propaganda. Armes Kind! Ihre Ketzerei beiſeite gelaſſen, war ſie fleckenlos, wie Ihr ſagt. Und iſt ſie todt?“

„Der Himmel verhüte, Vater!“ rief Kenyon zurückbebend. „Aber ſie iſt von mir gegangen, ich weiß nicht

wohin. Vielleicht, — ja, der Gedanke erfaßt meine Seele — vielleicht wird das, was ſie Euch offenbarte, irgend ein Licht über das Geheimniß ihres Verſchwindens bringen."

„Keines, mein Sohn, keines," antwortete der Prieſter, den Kopf ſchüttelnd; „trotzdem heiße ich Euch guten Muthes ſein. Das junge Mädchen iſt nicht verdammt, als Ketzerin zu ſterben. Wer weiß, was die geſegnete Jungfrau in dieſem Augenblick für ihre Seele thun mag! Vielleicht, wenn Ihr ſie nächſtens erblickt, wird ſie in das ſchimmernde, weiße Gewand des wahren Glaubens gehüllt ſein."

Dieſe letzte Vermuthung gewährte nicht ganz den Troſt, welchen der alte Prieſter wahrſcheinlich dadurch beabſichtigte; aber er ertheilte ihn dem Bildhauer zugleich mit ſeinem Segen, als die beiden beſten Dinge, die er geben konnte, und ſprach dann kein weiteres Wort mehr, außer ſein Lebewohl.

Als ſie geſchieden waren, kehrte der Gedanke an Hilda's Bekehrung zum Katholicismus in die Seele ihres Verehrers zurück und führte ihn zu gewiſſen Schlüſſen, welche ſeinen Vermuthungen über das Geheimniß, in dem ſie verſchwunden war, eine neue Wendung gab. Nicht daß er ernſtlich befürchtete — obgleich der Ueberfluß an religiöſem Gefühl ſie für einen Augenblick vielleicht hätte irre leiten mögen — daß das neu-engliſche Mädchen dem in Scharlach prunkenden Aberglauben, von dem ſie in Italien umgeben war, dauernd unterliegen ſollte. Aber, dachte er, der Vorfall mit der Beichte — wenn er, wie es wahrſcheinlich der Fall, den eifrigen Propagandiſten bekannt war, welche Seelen fangen, wie Katzen eine Maus — dürfte,

ſicher die zuverläſſigſten Erwartungen erwecken, ſie in den Schoß der katholiſchen Kirche zurückzuführen. Würde die jeſuitiſche Moral, mit einem ſo gottesfürchtigen Ziel im Auge, vor dem Gedanken zurückgeſchreckt ſein, des ſterblichen Körpers, um der unſterblichen Seele willen, welche ſonſt für immer verloren ſein möchte, ſich zu bemächtigen? Würde nicht der freundliche, alte Prieſter ſelbſt geglaubt haben, daß dies der unendlich liebreichſte Dienſt ſei, welchen er dem verirrten Lamm erweiſen konnte, das ſeine Hülfe auf eine ſo eigenthümliche Art geſucht hatte?

Wenn dieſe Vermuthungen wohlbegründet waren, ſo war es am wahrſcheinlichſten, daß Hilda eine Gefangene in einem der in Rom ſo zahlreichen frommen Stifte war. Der Gedanke brachte bald eine Art von Troſt, bald einen Grad erhöhter Verwirrung. Hilda war ſo wenigſtens vor allen andern als kirchlichen Angriffen ſicher; wo aber gab es andererſeits die Möglichkeit, durch alle jene vergitterten Portale zu brechen, und tauſend von Kloſterzellen zu durchſuchen, um ſie in Freiheit zu ſetzen?

Kenyon war indeſſen durch einen Zwiſchenfall daran verhindert, dieſer Vermuthung nachzuhängen, welche nur der Zuſtand einer hoffnungsloſen, faſt ſeinen Verſtand verwirrenden Ungewißheit ihn für einen Augenblick hegen laſſen konnte. Es kam ihm eine Mittheilung von unbekannter Hand zu, der zufolge, und innerhalb einer Stunde, nachdem er ſie erhalten hatte, er ſeinen Weg durch eines von den Thoren Roms nahm.

Zwölftes Kapitel.

Ein Gang über die Campagna.

Es war ein heller Vormittag im Februar, einem Monat, in welchem die kurze Strenge eines römiſchen Winters bereits faſt vorüber iſt, und wo Veilchen und Tauſendſchönchen ſich auf dem von der Sonne begünſtigten Flecke zu zeigen beginnen. Der Bildhauer trat durch das Thor von San Sebaſtiano aus der Stadt und ſchritt raſch den Appiſchen Weg hin.

In der Entfernung von einer oder zwei Meilen jenſeits des Thores iſt dieſer alte und berühmte Weg ſo verlaſſen und unangenehm, wie die meiſten der andern Landſtraßen. Er zieht ſich über kleine, unbequeme Pflaſterſteine zwiſchen Mauern von Kalk- und Ziegelſteinen hin, welche ſehr dauerhaft gebaut und ſo hoch ſind, daß ſie eine Ausſicht auf das umgebende Land faſt gänzlich verhindern. Die Häuſer ſind von dem uneinladendſten Ausſehen, weder maleriſch, noch traulich und geſellig; ſie haben ſelten oder nie eine ſich nach der Straße hin öffnende Thür, ſondern

nur an der Hinterſeite einen Eingang, und blicken durch eiſenvergitterte Fenſter unfreundlich auf den Wanderer. Hier und da erſcheint ein trauriges Wirthshaus oder eine Weinſchenke, durch den verwelkten Buſch neben dem Eingang bezeichnet, innerhalb welcher ihr ein von Stein erbautes, begräbnißartiges Innere erblickt, wo die Gäſte ſaures Brot und Ziegenkäſe verſpeiſen und mit Wein von faſt ſchmerzhafter Herbigkeit hinunterſpülen.

In häufigen Zwiſchenräumen, den Heerweg entlang, erhebt ſich die Ruine eines alten Grabes. Wie ſie jetzt ſtehen, ſind dieſe Bauten unendlich hohe und zerbrochene Berge von zuſammengehäuften Ziegelſteinen, Kalk, Kieſel und Erde, alles durch die Zeit in eine Maſſe verſchmolzen, ſo dauerhaft und unzerſtörbar, als ob jedes Grab aus einem einzigen Granitblock beſtände. Als ſie zuerſt errichtet wurden, waren ſie ohne Zweifel mit Platten von polirtem Marmor, künſtlich gearbeiteten Basreliefs und andern Verzierungen überdeckt, und von einer majeſtätiſch ſchönen großartigen Architektur. Dieſer antike Glanz iſt ſeit langer Zeit den Todten geraubt, um die Paläſte und Kirchen der Lebenden zu ſchmücken.

Sogar die Pyramiden bilden kaum ein ſeltſameres Schauſpiel, oder ſind dem menſchlichen Gefühl mehr entfremdet, als die Grabmäler des Appiſchen Weges, mit ihrer gigantiſchen Höhe, Breite und Dauerhaftigkeit; ſie trotzen der Zeit und den Elementen und ſind viel zu mächtig, um durch eine gewöhnliche Erderſchütterung zerſtört zu werden. Hier könnt ihr einen modernen Wohnſitz und einen Garten mit ſeinen Weinſtöcken und Olivenbäumen auf den hohen Trümmerhaufen eines Grabmales gepfropft

erblicken, welcher eine Grenze von fünfzig Fuß Tiefe auf jeder der vier Seiten bildet. Es ist dies eine Heimstätte auf diesem Begräbnißhügel, wo Generationen von Kindern geboren wurden und einander ablösten, ungestört durch den Geist des ernsten Römers, dessen Asche so entsetzlich beladen wurde. Andere Grabhügel tragen eine Krone von Gras, Strauchwerk und Waldbäumen, welche einen mächtigen Kranz von Aesten ausbreiten und uralt sind. Auf einem derselben steht ein Thurm, welcher, obgleich unvergleichlich neuern Ursprungs als das Grabmal, doch von sehr hohem Alter und jetzt ganz vom Giebel bis zum Grunde von einem klaffenden Riß durchspalten ist, während das Fundament des Grabhügels noch so fest ist wie immer, und das Ansehen hat, als werde es fortdauern, bis der letzte Posaunenstoß den Grabhügel weit voneinanderreißen und seinen ungekannten Todten herausrufen wird.

Ja, seinen unbekannten Todten! Denn ausgenommen in einem oder zwei zweifelhaften Fällen, haben diese bergartigen Grabmäler nicht dazu beigetragen, auch nur den bloßen Namen einer Person oder einer Familie vor der Vergessenheit zu bewahren. Ehrbegierig nach ewigdauernder Nacherinnerung, wie sie es waren, könnten die Schlummerer ebensogut jeder unter seinem kleinen grünen Hügel auf einem Kirchhofe sich zur Ruhe gelegt haben, ohne daß ein Grabstein den Fleck bezeichnet: der Erfolg wäre ganz derselbe gewesen. Es ist fast befriedigend, zu denken, daß alle diese eiteln Mühen sich so gänzlich resultatlos gezeigt haben.

Ungefähr zwei Meilen oder mehr von dem Stadtthor

entfernt und gerade auf dem Heerwege, kam Kenyon an einer unermeßlichen runden Ruine vorüber, ihrer urſprünglichen Beſtimmung nach ein Grabmal wie die bereits erwähnten. Dies Mauſoleum war von großen Steinblöcken auf einer ungeheuern, viereckigen Grundlage von rohem, zuſammengehäuften Material, wie alle die andern zerfallenen Grabmäler erbaut. Aber, was immer der Grund ſein mochte, es war weit beſſer erhalten als ſie. Auf ſeinem breiten Gipfel erhoben ſich die Zinnen eines mittelalterlichen Kaſtells, aus deſſen Mitte Bäume, Büſche und dicke Epheugehänge emporwuchſen. Dieſes Grabmal eines Weibes war die Citadelle und der Feſtungsthurm einer Burg geworden; und all' die Sorge, welche der Gatte der Cecilia Metella darauf verwendet hatte, ihren geliebten Ueberreſten endloſen Frieden zu ſichern, hatte nur hingereicht, dieſe Handvoll koſtbarer Aſche zum Mittelpunkt von Schlachten zu machen, viele Jahrhunderte nach ihrem Tode.

Eine Strecke jenſeits dieſes Punktes wendete ſich der Bildhauer ſeitwärts des Appiſchen Weges und nahm ſeine Richtung über die Campagna, durch Zeichen geführt, welche nur ihm bekannt waren. Ihm zur Seite, aber in einiger Entfernung ſtreckte ſich der Caudianiſche Aquäduct über Felder und Waſſerrinnen hin. Vor ihm, viele Meilen entfernt und mit einer blauen Atmoſphäre dazwiſchen, erhob ſich das Albanergebirge, durch Schnee und Sonnenſchein glänzend verſilbert.

Er war nicht ohne Gefährten. Ein Büffelkalb, welches zu gleicher Zeit ſchüchtern und geſellig zu ſein ſchien, hatte von dem Augenblick an, wo er die Landſtraße ver-

ließ, angefangen, Bekanntſchaft mit ihm zu machen. Dieſes ſpaßhafte Geſchöpf begleitete ihn, bald vor, bald hinter ihm hüpfend; jetzt blieb es einen Augenblick ſtehen, um ihn mit wilden, neugierigen Augen zu betrachten, dann ſprang es zur Seite und ſchüttelte ſeinen zottigen Kopf, als Kenyon zu nahe herantrat, und nachdem es eine Weile im Hintergrund gelauert, kam es wieder hervorgaloppirt, hielt aber ganz plötzlich an, als ſich der Bildhauer nach ihm umſah, und ſchoß bei dem leichteſten Zeichen weiterer Annäherung quer über die Campagna. Kenyon glaubte halb und halb, daß ihm das junge heitere Ding als ein Führer diene, wie die junge Kuh, welche Kadmus an die Stelle der ihm beſtimmten Stadt führte; denn trotz hundert Abweichungen verfolgte es beharrlich ſeinen Weg in der directen Richtung längs vieler Gegenſtände hin, welche dem Bildhauer als Wegzeichen galten.

In dieſem natürlichen Zuſammentreffen mit einer rohen und geſunden Geſtalt thieriſchen Lebens lag etwas, was Kenyon's Geiſt wunderbar belebte. Die warmen Strahlen der Sonne waren ihm ebenfalls körperlich und geiſtig wohlthuend, nicht minder ein Lüftchen, das ſich gelegentlich erhob, ſeine Wange ſtreifte und dahinſtarb, wenn er mit Freuden einen etwas minder leiſen Kuß gefühlt haben würde. Dieſes ſchüchterne aber liebliche Lüftchen erinnerte ihn ſeltſam an das, was Hilda's Betragen zuweilen für ihn geweſen war.

Das Wetter hatte ohne Zweifel vielen Antheil an dieſen heitern und angenehmen Empfindungen, welche den Bildhauer ſo glücklich machten, trotzdem ihm Kopf und Herz voll von kummervollen Gedanken, Beſorgniſſen und

Befürchtungen waren, die ihn ſonſt erdrückt haben würden. Es war ein Wetter, wie es nur im Paradies und in Italien beſteht, ſicher nicht in Amerika, wo es immer extrem, entweder zu heiß oder zu kalt iſt. Es war ein unbeſchreibliches Etwas, angenehm, friſch und ſchmeichelnd, was der Spätſommer verliert und was Kenyon's Herz zum Theil körperlich, aber doch weit mehr mit einem geiſtigen Vermögen durchdrang und reizte. Kurz, der Eindruck war ſo, als ob Hilda's ſanfter Athemzug ſeine Wange berührte.

Nachdem er mit lebhaftem Schritt ungefähr eine halbe Stunde gegangen war, erreichte er eine Stelle, wo, wie es ſchien, in einer nicht ſehr fernliegenden Periode eine Aushöhlung begonnen worden war. Es war ein hohler Raum in der Erde, welcher in hohem Grade einem verlaſſenen Keller glich, indem er von alten, unterirdiſchen Mauern, aus ſchwachen, römiſchen Ziegelſteinen erbaut, umſchloſſen und durch eine enge Reihe Steintreppen zugänglich gemacht war. Eine vorſtädtiſche Villa hatte wahrſcheinlich über dieſer Stelle in den kaiſerlichen Tagen geſtanden und dieſes mochten die Ruinen von einer Badeſtube oder irgend einem andern Gemache geweſen ſein, welches ſich gänzlich oder theilweiſe unter dem Boden befinden mußte. Ein Spaten kann kaum in dieſen, an verlorenen und vergeſſenen Dingen reichen Erdboden geſenkt werden, ohne auf irgend eine Entdeckung zu ſtoßen, welche in einem andern Lande Aller Augen auf ſich ziehen würde. Wenn Ihr nur etwas hineingrabt, werdet ihr Stücken koſtbaren Marmors, Münzen, Ringe, und geſchnittene Edelſteine einſammeln; wenn ihr tiefer geht, ſtoßt ihr auf Columbarien oder

auf ausgehauene, reich mit Frescoarbeiten verſehene Gemächer, welche wie feſtliche Hallen ausſehen, und doch nur Begräbnißplätze waren.

Der Bildhauer ſtieg in die kellerähnliche Höhlung hinab und ſetzte ſich auf einen Steinblock nieder. Sein Eifer hatte ihn vor der beſtimmten Stunde hierher geführt. Der Sonnenſchein fiel ſtrahlweis in die Höhle und verweilte zufällig auf etwas, was Kenyon zuerſt für ein harmloſes Bruchſtück von Stein, möglicherweiſe Marmor gehalten hatte, und was theilweiſe durch das Herabfallen von Erde verborgen war.

Aber ſein geübtes Auge erkannte bald etwas Kunſtvolles in dieſem rohen Gegenſtande. Um die beängſtende Langeweile ſeiner Situation zu erleichtern, räumte er etwas von der Erde hinweg, welche ganz kürzlich herabgefallen zu ſein ſchien, und entdeckte eine kopfloſe Geſtalt von Marmor. Sie war begreiflicherweiſe erdbefleckt und hatte eine leichtzerfreſſene Außenſeite, wurde aber von dem Bildhauer ſofort als ein griechiſches und wunderbar zartes und ſchönes Product erkannt. Der Kopf war hinweg, beide Arme waren an den Ellbogen abgebrochen. Indeſſen erblickte Kenyon die ſich aus der lockern Erde hervordrängenden Finger einer Marmorhand; ſie war noch mit dem Arm vereinigt, und ein wenig mehr Suchen ließ ihn die andere finden.

„Welch eine Entdeckung iſt hier!“ dachte Kenyon für ſich. „Ich ſuche Hilda und finde ein Marmorweib! Iſt das Omen gut oder ſchlimm?“

In einer Ecke der Höhlung lag ein kleiner, runder Block von Stein, ſehr mit Erde überkruſtet, welche darauf

getrocknet und verhärtet war. So wenigſtens würdet ihr dieſen Gegenſtand beſchrieben haben, bis ihn der Bildhauer emporhob, ihn hierhin und dorthin in ſeinen Händen wandte, die anhängende Erde hinwegrieb und ihn endlich auf den ſchlanken Hals der kürzlich entdeckten Statue ſtellte. Die Wirkung war magiſch. Es erhellte und belebte die ganze Figur mit Individualität, Seele und Intelligenz. Die ſchöne Idee behauptete plötzlich ihre Unſterblichkeit, und verwandelte dieſen Haufen verlorener Fragmente in ein Ganzes für den Geiſt, wenn nicht für das Auge, ſo vollendet, als ob der neue Marmor mit ſchneeigem Glanze ſchimmerte. Noch war der Eindruck durch die Erde geſchwächt, welche noch immer an den ausgezeichnet anmuthigen Gliedern hing und ſogar die liebliche Oeffnung des Mundes füllte. Kenyon räumte die Erde zwiſchen ihnen hinweg und glaubte ſich faſt durch ein lebendiges Lächeln belohnt.

Es war entweder das Urbild oder eine beſſere Wiederholung der Venus der Tribüne. Diejenigen, welche mit dem kleinen Kopf, dem ſchmalen, ſeelenloſen Antlitz, den geſchnitzten Augenlidern dieſer berühmten Statue, und ihrem Mund, ſowie ihn die Natur nie bildet, ſich unzufrieden zeigen, ſollten die heitere Anmuth dieſes weit edleren und lieblicheren Angeſichts ſehen. Es iſt eines von den wenigen Werken der alten Sculptur, in welcher wir die Weiblichkeit erkennen, und zwar ohne Nachtheil ihrer Göttlichkeit.

Hier alſo war ein Schatz für den Bildhauer zu finden geweſen! Durch welchen Zufall lag das Gebilde daneben ſeinem Grabe von zwanzig Jahrhunderten? Warum war die

Nachricht von ihrer Entdeckung nicht bereits in der Welt verbreitet? Die Welt war um etwas weit Köſtlicheres als Gold heut reicher als geſtern. Vergeſſene Schönheit war zurückgekommen, ſo ſchön wie nur je; eine Göttin hatte ſich von ihrem langen Schlummer erhoben, und war noch eine Göttin. Ein anderes Cabinet im Vatican war beſtimmt, ſo glänzend zu leuchten, wie das des Apollo von Belvedere; oder wenn der gealterte Papſt ſeinen Anſpruch aufgeben ſollte, ſo würde ein Kaiſer dieſe zarte Marmorgeſtalt begehren und ſie ſo ſtolz wie eine königliche Braut in Beſitz nehmen!

Dies waren die Gedanken, mit welchen Kenyon vor ſich ſelbſt die Wichtigkeit dieſer neuentdeckten Statue übertrieb und ſich beſtrebte, wenigſtens einen Theil von dem Intereſſe zu fühlen, welches dieſe Entdeckung vor einer kurzen Zeit in ihm erregt haben würde. Aber in Wahrheit fand er es ſchwierig, ſeinen Geiſt an den Gegenſtand zu feſſeln. Er konnte kaum, fürchten wir, als ein wahrhafter Künſtler angeſehen werden, weil es für ihn etwas Theureres gab als ſeine Kunſt; und der überwiegenden Stärke einer menſchlichen Leidenſchaft gegenüber ſchien die göttliche Statue wieder auseinanderzufallen und nur ein Haufen werthloſer Bruchſtücke zu werden.

Während er gleichgültig daraufſtarrte, vernahm er ein Geräuſch von kleinen Hufen, die ſchwerfällig auf der Campagna dahertrabten, und bald kam ſeine fröhliche Bekanntſchaft, das Büffelkalb, und blickte über den Rand der Höhlung. Faſt in demſelben Augenblick hörte er Stimmen, welche näher und näher kamen: eine männliche Stimme und eine weibliche, in der melodiſchen Mund-

art Italiens redend. Außer dem haarigen Geſichte ſeines vierfüßigen Freundes erblickte Kenyon jetzt die Geſtalten eines Bauers und einer Contadina, welche ihm an dem entgegengeſetzten Rand des hohlen Raumes Zeichen der Begrüßung machten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Bauer und die Contadina.

Sie ſtiegen in die Höhlung hinab: ein junger Landmann, in der kurzen blauen Jacke, den engen, an den Knien geknöpften Beinkleidern und den Schuhen mit Schnallen, kurz, in einem der häßlichſten Anzüge, welche je von Menſchen getragen wurden, hätte nicht des Trägers Geſtalt eine Anmuth gehabt, welcher jedes Gewand oder die Nacktheit einer antiken Statue gleich gut geſtanden haben würden; und Hand in Hand mit ihm ein Landmädchen, in einem jener brillanten Coſtüme, reich mit Scharlach verbrämt und mit goldner Stickerei verziert, in welches ſich die Contadinas an Feiertagen kleiden. Aber Kenyon hatte ſich nicht getäuſcht, er hatte die Stimmen ſeiner Freunde wirklich erkannt, ſogar ehe ihre verkleideten Geſtalten zwiſchen ihn und das Sonnenlicht traten. Donatello war der Landmann; die Contadina, mit dem leichten und, obgleich es aus traurigen Augen ſchimmerte, halb heiterm Lächeln — war Miriam.

Die Beiden begrüßten den Bildhauer mit vertrauter Freundlichkeit, welche ihn an die Tage erinnerte, wo Hilda und ſie und er ſo glücklich zuſammen gelebt hatten, vor dem geheimnißvollen Abenteuer in der Katacombe. Welch eine Reihe von ſchlimmen Ereigniſſen war der einen geſpenſtiſchen Geſtalt aus jenem düſtern Labyrinthe gefolgt!

„Es iſt Carnevalszeit, wie Ihr wißt," ſagte Miriam, als hielte ſie dies zur Erklärung ihres eigenthümlichen Coſtüms zu ſagen für nöthig. „Erinnert Ihr Euch, wie heiter wir den vorjährigen Carneval zubrachten?"

„Es ſcheint, als ſei es viele Jahre früher geweſen," erwiderte Kenyon. „Wir ſind alle ſo verändert."

Wenn ſich Perſonen eine der andern mit ernſten Vorſätzen auf beiden Seiten nähern, kommen ſie ſelten ſogleich auf die Sache, die ihnen zunächſt am Herzen liegt. Sie fürchten den electriſchen Schlag einer zu plötzlichen Berührung mit ihr. Ein natürlicher Impuls leitet ſie, ſich nur allmälig vorwärts zu ſchleichen, indem ſie ſich gleichſam hinter einen verſteckten und noch verſteckteren Gegenſtand verbergen, bis ſie dem Hauptpunkte des gemeinſamen Intereſſes Auge in Auge gegenüberſtehen. Miriam war ſich dieſes Triebes bewußt, und gehorchte ihm bis zu einem gewiſſen Grade.

„Euer Inſtinct als Bildhauer hat Euch alſo in die Gegenwart unſerer kürzlich entdeckten Statue gebracht," bemerkte ſie. „Iſt ſie nicht ſchön? Ein weit wahreres Bild der unſterblichen Weiblichkeit als das arme, kleine Dämchen zu Florenz, obgleich dieſes weltberühmt iſt."

„Wunderſchön," ſagte Kenyon, indem er einen gleich-

gültigen Blick auf die Venus warf. „Es gab eine Zeit, wo der Anblick dieſer Statue hinlänglich geweſen ſein würde, um mir den Tag denkwürdig zu machen.“

„Und wird er es jetzt nicht thun?“ fragte Miriam. „Ich glaubte ſo in der That, als wir ſie, oder eigentlich Donatello, vor zwei Tagen entdeckten. Wir ſaßen hier und beſprachen uns über ein Rendezvous, das wir mit Euch zu haben wünſchten, als ſeine ſcharfen Augen die gefallene Göttin entdeckten, faſt gänzlich unter dieſen Erdſchollen begraben, welche, vermuthe ich, die ungeſchickten Arbeiter auf ſie herabſchütteten. Wir freuten uns hauptſächlich Euretwegen. Die Augen von uns Dreien ſind die einzigen, denen ſie ſich bis jetzt offenbart hat. Hat ſie Euch nicht ein wenig erſchreckt, wie die Erſcheinung eines lieblichen Weibes, welches vor alten Zeiten lebte und lange im Grabe gelegen hat?“

„Ach, Miriam, ich kann Euch nicht antworten,“ ſagte der Bildhauer mit unverhohlener Ungeduld. „Phantaſie und Liebe zur Kunſt ſind beide in mir erloſchen.“

„Miriam,“ unterbrach Donatello ſie mit freundlichem Ernſt, „warum ſollen wir unſern Freund noch länger in Zweifel laſſen? Wir wiſſen ja, wie unruhig er ſich fühlt. Wir wollen ihm ſo viel Aufklärung geben, als wir ihm geben können.“

„Ihr fordert ſo ungeſtüm und geradezu, mein geliebter Freund!“ erwiderte Miriam mit einem unruhigen Lächeln. „Es gibt verſchiedene Urſachen, weshalb ich gern noch ein wenig um dieſe Angelegenheit herumgehen und ſie mit phantaſtiſchen Gedanken einhüllen möchte, wie wir eine Gruft mit Blumen beſtreuen.“

„Eine Gruft!“ rief der Bildhauer aus.

„Keine Gruft, in welche Ihr Euer Herz begraben müßtet,“ erwiderte ſie, „ſolch ein Unglück habt Ihr nicht zu fürchten. Aber ich zögere und zaudere, weil jedes von mir geſprochene Wort mich einer Kriſis näher bringt, vor welcher ich zurückſchrecke. Ach, Donatello, laß uns noch ein wenig länger das Leben führen, welches wir während der letzten wenigen Tage geführt haben! Es iſt ſo glänzend, ſo luftig, ſo kindlich, möcht' ich ſagen, ſo ohne Vergangenheit oder Zukunft! Hier auf der wilden Campagna ſcheinſt Du für Dich und für mich das Leben gefunden zu haben, welches Dir in früher Jugend gehörte, das angenehme, freie Leben, welches Du von Deinen mythiſchen Vorfahren, den Faunen von Monte Beni, geerbt haſt. Unſere ernſte und finſtere Wirklichkeit wird uns noch früh genug überraſchen. Aber jetzt, nur jetzt noch etwas mehr von dieſer zauberhaften Glückſeligkeit!“

„Ich darf es nicht länger hinausziehen,“ antwortete Donatello mit einem Ausdruck, welcher den Bildhauer an des Grafen dunkelſte Reuetage auf Monte Beni erinnerte. „Ich wage nur deshalb ſo glücklich zu ſein, als ich zu ſein ſchien, weil ich fühlte, daß die Zeit ſo kurz ſein würde.“

„Einen Tag alſo!“ bat Miriam. „Nur einen Tag mehr in der wilden Freiheit dieſer ſüßduftenden Atmoſphäre!“

„Wohlan, einen Tag mehr!“ ſagte Donatello lächelnd, und ſein Lächeln berührte Kenyon mit einem Pathos, welches ſich nicht beſchreiben läßt, da Heiterkeit und Traurigkeit ſeltſam darin gemiſcht waren. „Aber hier ſteht Hilda's Freund, der auch der unſrige iſt. Tröſte ihn wenig-

ſtens und beruhige ſein Herz, da Du es zum Theil in Deiner Gewalt haſt."

„Ach, ſicherlich wird er ſeine Qual noch ein wenig länger erdulden können!" rief Miriam, indem ſie ſich mit einer zierlichen Art von Heiterkeit zu ihm wandte, welche dazu dienen ſollte, irgendeine ernſte Angelegenheit zu verbergen, die zu finſter und traurig war, um unverhüllt angeſehen werden zu können. „Ihr liebt uns beide, denke ich, und Ihr werdet gern um unſertwillen noch einen Tag länger leiden können. Fordere ich etwa zu viel?"

„Sprecht mir von Hilda!" erwiderte der Bildhauer. „Sagt mir nur, daß ſie ungefährdet iſt und behaltet alles Uebrige für Euch!"

„Hilda ſchwebt in keiner Gefahr," antwortete Miriam. „Für Hilda gibt es eine beſondere Vorſehung, wie ich Euch ſchon vor längerer Zeit geſagt zu haben glaube. Aber eine große Trübſal, eine böſe That, das dürfen wir nicht vergeſſen, hat ihre finſtern Verzweigungen ſoweit ausgebreitet, daß die Schatten ſowohl auf Unſchuldige als auf Schuldige fallen. Es gab ein ſchwaches Glied, welches Eure liebliche Hilda mit einem Verbrechen in Verbindung ſetzte, das ſie ſo unglücklich war mit anzuſehen, woran ſie aber, wie ich wohl nicht erſt zu ſagen brauche, ſo unſchuldig war wie die Engel, welche vom Himmel blickten und es auch mit anſahen. Was auch die Folge geweſen ſein mag, jedenfalls werdet Ihr Eure verlorene Hilda zurückerhalten, und vielleicht, wer weiß es, zärtlicher als ſie war."

„Aber wann wird ſie zurückkehren?" fragte der Bildhauer dringend. „Sagt mir, wo, und woher, und wie!"

„Nur ein klein wenig Geduld, drängt mich nicht ſo!“ ſagte Miriam; und wieder fühlte ſich Kenyon von ihrer eigenthümlich lebhaften, heiter anmuthigen Art betroffen, die aber doch etwas Gezwungenes hatte und aus einem ſchwer belaſteten Herzen zu kommen ſchien. „Ihr habt mehr Zeit zu verlieren als wir. Vernehmt, was ich Euch zunächſt zu ſagen habe; von Hilda wollen wir ſpäter ſprechen.“

Miriam erzählte hierauf von ihrem eignen Leben und von Thatſachen, welche einiges Licht über manche Dinge warfen, die dem Bildhauer, während all' ſeiner frühern Bekanntſchaft mit ihr, in Verwirrung geſetzt hatten. Sie verſicherte, daß ſie von Mutterſeite engliſcher Abſtammung ſei, doch mit einer Ader jüdiſchen Blutes, daß ſie aber durch ihren Vater mit einer jener wenigen fürſtlichen Familien Süditaliens verbunden ſei, welche noch einen großen Reichthum und Einfluß beſitzen. Und ſie nannte dabei einen Namen, bei deſſen Nennung ihr Zuhörer beſtürzt und bleich wurde, denn es war ein Name, der nur wenige Jahre früher in Verbindung mit einem dunkeln und ſchrecklichen Ereigniß der Welt bekannt geworden iſt. Der Leſer wird ſich des Namens der Miriam erinnern, wenn er ſich einige der ſeltſamen Vorfälle ins Gedächtniß zurückrufen will, die ſeiner Zeit viel beſprochen und bald darauf vergeſſen wurden.

„Ihr ſchaudert vor mir, ich begreife es,“ ſagte Miriam, ihre Erzählung plötzlich unterbrechend.

„Nein, Ihr waret unſchuldig. Ich ſchaudere über das Verhängniß, das Eure Fußtapfen zu verfolgen ſcheint und über Euren Pfad, während Ihr doch unſchuldig ſeid, einen Schatten von Schuld wirft.“

„Es gab ein ſolches Verhängniß; der Schatten fiel auf mich, die Unſchuldige; aber ich verirrte mich in ihm, und wie Hilda Euch erzählen könnte, gelangte zum Verbrechen.“

Sie fuhr nun fort zu erzählen, daß ſie noch als Kind ihre engliſche Mutter verloren habe. Schon in einer ſehr frühen Periode ihres Lebens hatte zwiſchen ihr und einem gewiſſen Marcheſe, dem Repräſentanten eines andern Zweiges ihres väterlichen Hauſes, ein Verlobungsvertrag beſtanden. Es war ein Familienarrangement zwiſchen zwei Perſonen ſehr verſchiedenen Alters, und bei dem von Neigung gar nicht die Rede war. Die meiſten italieniſchen Jungfrauen von edler Geburt würden ſich einem ſolchen Ehebunde, als einer ſelbſtverſtändlichen Sache, gefügt haben. Aber in Miriam's Blut, in ihrer gemiſchten Race, in ihren Erinnerungen von der Mutter her, endlich in ihrer eignen Natur, war eine Charaktereigenſchaft, welche ihr Unabhängigkeit des Denkens und Stärke des Willens verliehen und ihr dieſes Arrangement verhaßt gemacht hatte. Außerdem würde der Charakter des ihr beſtimmten Ehegatten ein genügender Grund geweſen ſein, ſich dem Plane zu widerſetzen, denn er verrieth ſo ſchlimme, ſo perfide, ſo zügelloſe und dabei ſo liſtige Züge, daß man ſie nur der Entartung zuſchreiben konnte, die ſich oft bei alten Geſchlechtern entwickelt, wenn ſie ſich nicht ſeit langer Zeit mit neuem Blut vermiſcht haben. Als ſie das Alter erreichte, wo das Ehebündniß hätte geſchloſſen werden können, ſo verwarf es Miriam aufs entſchiedenſte.

Kurze Zeit darauf geſchah jenes ſchreckliche Ereigniß, auf welches Miriam angeſpielt hatte, als ſie ihren Namen

nannte; ein Ereigniß, deſſen ſchreckliche und myſteriöſe Umſtände vielleicht noch manchem im Gedächtniß ſind, aber für deſſen Motive Wenige oder niemand eine genügende Erklärung zu finden im Stande geweſen ſein mögen. Dieſes Ereigniß betrifft jedoch die gegenwärtige Erzählung nur inſoweit, als in dunkler und doch directer Weiſe auf Miriam der Verdacht fiel, wenigſtens eine Mithelferin an dem Verbrechen geweſen zu ſein.

„Aber Ihr wißt, daß ich unſchuldig bin!“ ſagte ſie weinend, indem ſie ſich wieder unterbrach und Kenyon ins Geſicht blickte.

„Ich weiß es durch mein tiefſtes Bewußtſein,“ antwortete er; „und ich weiß es durch Hilda's Vertrauen und vollkommene Zuneigung, welche Ihr nie gewonnen haben könntet, wäret Ihr eines Verbrechens fähig geweſen.“

„Das iſt in der That ein ſicherer Grund, um mich für unſchuldig zu erklären,“ ſagte Miriam, indem ihr die Thränen in die Augen ſtürzten. „Doch bin ich ſeitdem ein Schrecken für Eure heiligengleiche Hilda geworden, durch ein Verbrechen, welches ſie mich vollbringen helfen ſah!“

Sie fuhr in ihrer Erzählung fort. Der große Einfluß ihrer Familienverbindungen hatte ſie vor den Folgen des ihr zugeſchriebenen Verbrechens geſchützt. Aber in ihrer Verzweiflung floh ſie aus der Heimath, hatte jedoch Vorkehrungen getroffen, die es höchſt wahrſcheinlich erſcheinen ließen, daß ſie einen Selbſtmord begangen habe. Miriam war indeß nicht von ſo ſchwachem Charakter, um ſich eines ſo ärmlichen und verwerflichen Hülfsmittels zu bedienen. Sie warf ſich in die Welt und ſchuf ſich ſchnell eine neue Sphäre, in welcher Hilda's ſanfte Reinheit, des Bild-

hauers zartes Gefühl, klarer Verſtand und Genie, und Donatello's heitere Einfalt ſie faſt das erſte Mal erfahren ließen, was Glück ſei. Dann kam das unheilkündende Abenteuer der Katakombe. Die geſpenſtiſche Geſtalt, welche ſie dort traf, war das böſe Fatum, welches ſie durch ihr Leben verfolgte.

Indem ſie auf das, was geſchehen war, zurückblickte, bemerkte Miriam, der Mönch erſchiene ihr jetzt wie ein Wahnſinniger. Ja, Wahnſinn mußte mit ſeinen urſprünglichen Eigenſchaften vermiſcht, und gerade durch läſterliche Handlungen entwickelt, noch mehr aber durch die Reue, welche zuletzt auf ſie folgte, ausgeprägt worden ſein. Nichts war ſeltſamer in ſeiner dunkeln Laufbahn als die Buße, welche oft Hand in Hand mit dem Verbrechen zu gehen ſchien. Dieſer Wahnſinn, bemerkte ſie weiter, hat ihn, wie ſie nach ſeinem Tode als gewiß erfahren, zuletzt in ein Kloſter geführt, wo ſeine ſtrenge, ſelbſtauferlegte Buße ihm ſogar den Ruf ungewöhnlicher Heiligkeit erwarb und die Urſache wurde, daß er größerer Freiheit genoß, als ſie gewöhnlich andern Mönchen geſtattet iſt.

„Brauche ich Euch mehr zu ſagen?“ fragte Miriam, nachdem ſie ſoweit fortgefahren. „Es iſt noch ein dunkles und trauriges Geheimniß, ein düſteres Zwielicht, in welches ich Euch führe; aber wahrſcheinlich könnt Ihr einen Schimmer von Vielem erhaſchen, was ich mir ſelbſt nur durch Vermuthung erklären kann. Auf alle Fälle könnt Ihr begreifen, wie meine Lage nach jener verhängnißvollen Zuſammenkunft in der Katakombe geweſen ſein muß. Mein Verfolger war als Büßer hierhergekommen, drang aber auf mich mit neuen Verſuchungen zum Verbrechen ein.

Er hatte mich in seiner Macht. Wahnsinnig und schlecht wie er war, hätte er mich mit Einem Worte in der Meinung der ganzen Welt vernichten können. Auch in Eurer und Hilda's Meinung. Sogar Donatello würde mit Entsetzen vor mir zurückgebebt sein!"

„Nie!" sagte Donatello; „mein Instinct würde Dich als unschuldig erkannt haben."

„Hilda und Donatello, und ich — wir drei würden Euch frei gesprochen haben," sagte Kenyon. „Laßt die Welt sagen, was sie mag! Ach, Miriam, Ihr hättet uns diese traurige Geschichte früher erzählen sollen!"

„Ich dachte oft daran, das Geheimniß Euch zu entdecken," antwortete Miriam; „bei einer Gelegenheit vorzüglich — nämlich, nachdem Ihr mir Eure Kleopatra gezeigt hattet; es schien aus meinem Herzen springen zu wollen und bis an den Rand meiner Lippen zu kommen. Aber da ich Euch zu kalt fand, mein Bekenntniß anzunehmen, drängte ich es wieder zurück. Wäre ich meinem ersten Impuls gefolgt, würde sich alles anders gestaltet haben."

„Und Hilda!" begann der Bildhauer wieder, „welcher Art kann ihre Verbindung mit diesen dunkeln Begebenheiten gewesen sein?"

„Sie wird es Euch ohne Zweifel mit ihren eignen Lippen sagen. Durch Hülfsquellen, welche ich in Rom besitze, kann ich Euch ihre Rettung verbürgen. Binnen zwei Tagen — durch die Hülfe der besondern Vorsehung, welche, wie ich Euch immer sagte, über Hilda wacht — wird sie Euch wieder treffen."

„Noch zwei Tage mehr!" murmelte der Bildhauer.

„Ach, Ihr ſeid jetzt grauſam! Grauſamer, als Ihr wißt!“ rief Miriam mit einem neuen Anfluge jener wunderlichen Heiterkeit, welche mehr als einmal während dieſer Zuſammenkunft ſich an ihr kundgegeben hatte. „Schont Eure armen Freunde!“

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Miriam!“

„Es thut nichts, Ihr werdet es ſpäter verſtehen! Aber könnt Ihr es glauben? Hier iſt Donatello, von ſeltſamer Reue und dem unbezähmbaren Entſchluß heimgeſucht, das zu erlangen, was er die ihm gebührende Gerechtigkeit nennt. Er glaubt mit einer Art treuherziger Einfalt, welche ich vergebens zu bekämpfen geſucht habe, daß, wenn ein Unrecht verübt worden, der Thäter verpflichtet ſei, ſich dem Tribunal zu ſtellen, welches von ſolchen Dingen Kenntniß nimmt, um ſich ſeinem Urtheilsſpruch zu unterwerfen. Ich habe ihm verſichert, daß es kein ſolches Ding, wie irdiſche Gerechtigkeit, gibt, und vorzüglich nicht hier unter dem Oberhaupte der Chriſtenheit.“

„Wir wollen nicht wieder über den Punkt ſtreiten,“ ſagte Donatello lächelnd. „Ich habe keinen Kopf zum Disputiren, ſondern nur ein Gefühl, einen Impuls, einen Inſtinct, welcher mich zuweilen richtig leitet. Aber warum ſprechen wir jetzt von ſo kummervollen Dingen? Es ſind noch immer zwei Tage. Laßt uns glücklich ſein!“

Es ſchien Kenyon, als ob, ſeit er Donatello zuletzt ſah, einige der lieblichen und erfreulichen Charakterzüge des alten Faun wieder zurückgekehrt ſeien. Es war eine gewiſſe leichte, ſorgloſe Anmuth, es waren gefällige und einfache Eigenheiten, die zu Monte Beni durch ſchweren Gram verwiſcht erſchienen, einen Gram, dem er kaum bei

dem Zuſammentreffen unter des bronzenen Papſtes ausgeſtreckter Hand entwunden ſchien. Dieſe glücklichen Blüthen waren jetzt wieder aufgebrochen. Eine Muthwilligkeit kam aus ſeinem Herzen und ſchimmerte wie helles Licht in ſeinen Bewegungen abwechſelnd, oder ſelbſt innig mit tiefer Sympathie und ernſterm Verſtand untermiſcht.

„Iſt er nicht ſchön?“ ſagte Miriam, indem ſie des Bildhauers Augen beobachtete, als ſie bewundernd auf Donatello ruhten. „So verändert und doch noch in einem tiefern Sinne ſo ganz derſelbe. Er iſt in einem Kreis herumgewandert, wie alle Dinge, himmliſche und irdiſche thun, und kommt jetzt zu ſeinem urſprünglichen Selbſt zurück, mit einem unberechenbaren, aus der Erfahrung des Schmerzes gewonnenen Schatz von Vervollkommnung. Wie wunderbar iſt dies! Ich zittere vor meinen eignen Gedanken, doch muß ich ſie nothwendigerweiſe bis zu ihrer Tiefe auskoſten. War das Verbrechen — in welchen ich und er vereinigt wurden — war es ein Segen, in dieſer ſeltſamen Vermummung? War es ein Mittel der Erziehung, welches eine einfache und unvollkommene Natur zu einem Grade des Gefühls und der Intelligenz brachte, welchen ſie unter keiner andern Zucht hätte erreichen können?“

„Ihr regt tiefe und gefährliche Fragen auf, Miriam!“ erwiderte Kenyon. „Ich wage nicht, Euch in die unergründlichen Abgründe zu folgen, in die Ihr ſteuert.“

„Doch iſt ein Vergnügen in ihnen. Es macht mir Freude, an dem Rande dieſes großen Geheimniſſes zu brüten. Die Erzählung von dem Fall des Menſchen, iſt ſie nicht in unſerm Roman von Monte Beni wiederholt?

Und mögen wir die Analogie jetzt weiter verfolgen? War gerade die Sünde — in welche Adam sich und sein ganzes Geschlecht stürzte — war sie das bestimmte Mittel, durch welches wir, nach einem langen Erdenweg von Arbeit und Sorge, eine höhere, lichtere und tiefere Glückseligkeit erlangen sollen, als unser verlorenes Geburtsrecht uns gab? Und wird nicht diese Idee besser als jede andere Theorie erklären, warum die Sünde auf Erden zugelassen ist?"

„Es ist zu gefährlich, Miriam! Ich kann Euch nicht folgen!" wiederholte der Bildhauer. „Der sterbliche Mensch hat kein Recht, auf den Grund zu treten, wo Ihr jetzt Eure Füße hinsetzt."

„Fragt Hilda, was sie davon denkt!" sagte Miriam mit gedankenvollem Lächeln. „Wenigstens möchte sie zugestehen, daß Sünde — welche der Mensch anstatt des Guten wählt — von der Allwissenheit und Allmacht so wohlthätig gehandhabt worden ist, daß sie, indem unser dunkler Feind uns dadurch zu verderben sucht, ein höchst wirksames Werkzeug in der Erziehung für Geist und Seele geworden ist."

Miriam machte eine etwas längere Pause unter diesen Betrachtungen, welche der Bildhauer mit Recht für so gefährlich hielt; dann drückte sie als Zeichen des Lebewohls seine Hand.

„Uebermorgen," sagte sie, „eine Stunde vor Sonnenuntergang, geht nach dem Corso und wählt gegenüber dem fünften Hause zu Eurer Linken hinter der Antoninssäule Euren Stand! Ihr werdet dann Nachricht von einer Freundin vernehmen."

Kenyon hätte ſie gern um beſtimmtere Nachricht gebeten, aber ſie ſchüttelte ihr Haupt, legte ihren Finger auf die Lippen und wendete ſich mit einem zweideutigen Lächeln hinweg. Die Vorſtellung ergriff ihn, daß auch ſie wie Donatello ein Paradies an der Wegſeite gefunden hätte, wo ſie beide in geheimnißvoller Lebensweiſe die Laſt des Vorher und Nachher abwarfen und ausgenommen bei dieſer Zuſammenkunft mit ihm, in einem flüchtigen Augenblick glücklich waren. Heute war Donatello der ſylvaniſche Faun; heute war Miriam ſeine anmuthige Gefährtin, eine Nymphe des Hains oder der Quelle; morgen werden ſie — ein reuevolles, durch einen Ehebund des Verbrechens verknüpftes Paar — vielleicht einem unvermeidlichen Kerker entgegenwandern.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Scene auf dem Corso.

An dem bestimmten Nachmittag verfehlte Kenyon nicht, auf dem Corso zu erscheinen und zwar zu einer viel früheren Stunde, als Miriam angegeben hatte.

Es war Carnevalszeit. Die Ergötzlichkeiten dieses berühmten Festes waren in vollem Zuge und der stattliche Corso mit hunderten von phantastischen Gestalten belebt, von denen einige vermuthlich die Fröhlichkeit alter Zeiten darstellten, welche alle Arten von Unglück selbst seit den Tagen des römischen Kaiserreichs überlebt hatten. Während einiger wenigen Nachmittage des frühen Lenzes streift diese vermoderte Fröhlichkeit im Sonnenlicht umher, während sie alle übrige Zeit des Jahres in den Katacomben oder irgendeinem andern Todtenmagazin des Vergangenen eingeschlossen zu sein scheint.

Außer diesen erblichen Formen, über welche bereits hunderte von Generationen gelacht haben, gab es noch andere von modernem Datum, welche der Ausfluß des eben verschwindenden Tages waren. Es ist dies jedoch

ein Tag und ein Zeitalter, welche, wenn wir sie mit der fruchtbaren Originalität früherer Zeiten vergleichen, in Betreff scenischer und öffentlicher, sowohl ernster als fröhlicher Festlichkeiten außerordentlich mager erscheint. Die Wahrheit zu sagen, so ist gegenwärtig der Carneval nur deshalb noch am Leben, weil er so viele vergangene Jahrhunderte hindurch bestanden hat. Er ist traditionell und lebt eigentlich nicht mehr. Wenn das herabgekommene und melancholische Rom zur Carnevalszeit lächelt oder laut lacht, so geschieht dies nicht in der alten Einfachheit naiver Fröhlichkeit, sondern mit einer halbbewußten Anstrengung, fröhlich sein zu wollen. Was er auch ehemals gewesen sein mag, gegenwärtig ist er nur ein schmaler Strom künstlicher und lärmhafter Lustigkeit, welcher sich längs der Mitte des Corso durch das feierlich-ernste Herz der verfallenen Stadt hindurchbewegt, ohne seinen matten Einfluß nach irgendeiner Seite hin auszudehnen. Ja, selbst in seinen gegenwärtigen engen Grenzen ergreift er keineswegs die Masse der Zuschauer, sondern vergleichsweise nur wenige, welche in der Straße und von den Balconen mit Blumensträußen und Zuckergebäck werfen. Die Bevölkerung sieht in gelassener Haltung zu, der Adel und die Priesterschaft betheiligt sich daran nur wenig oder gar nicht, und wenn nicht die Horden der Angelsachsen wären, welche alljährlich die erschlaffte Fröhlichkeit erneuern, so möchte der Carneval schon längst ausgestorben sein, sammt dem Schneegestöber von Confetti, welches das ganze Pflaster weiß färbt.

Kenyon, so jung er auch war, trug in seinem Herzen Sorge genug, um ihm den Carneval als das inhaltloseste

aller Spottfeſte erſcheinen zu laſſen. Indem er den Ernſt und die Beängſtigung ſeines gegenwärtigen Gemüthszuſtandes mit dem fröhlichen Geiſt des vergangenen Jahres verglich, bildete er ſich ein, daß ſoviel Seelenunruhe jedenfalls einige Weisheit mit ſich gebracht habe. Aber es gibt eine Weisheit, welche eine ſehr gravitätiſche Miene macht und über jede Fröhlichkeit ſpottet; und wieder gibt es eine tiefere Weisheit, welche ſich herabläßt, fröhlich zu ſein, ſo oft ſich Gelegenheit dazu bietet und ſich ſogar am öfterſten an nichtige und unbedeutende Anläſſe zur Luſtigkeit hängt; denn wenn wir auf irgend weſentliche Anläſſe dazu warten, ſo werden wir überhaupt ſelten fröhlich ſein können. Daher würde Kenyon, wenn es möglich geweſen wäre, wohlgethan haben, ſich in irgend eine wilde haarige Maske zu ſtecken und ſich, wie bei dem frühern Carneval, in das tolle Gedränge der andern Masken zu ſtürzen. Damals war Donatello den Corſo in der vollkommenen Maske eines Faun herabgetanzt und hatte dieſe Rolle mit wunderbarem Glücke durchgeführt; Miriam ihrerſeits hatte eine Dame der alten Zeit vorgeſtellt in Puder und Brokat, und dann wieder die niedlichſte Bauerndirne der Campagna in dem munterſten aller Coſtüme; während Hilda ehrbar auf einem Balcon ſitzend den Bildhauer mit einer einfachen Roſenknospe geworfen hatte, einer Knospe ſo ſüß und friſch, daß er ſehr wohl wußte, aus weſſen Hand ſie kam.

Alles das war nun vorbei, alle dieſe lieben Freunde, deren Fröhlichkeit ihn ſelbſt fröhlich geſtimmt hatte, waren diesmal nicht gegenwärtig; Kenyon war es zu Muthe, als ob zwiſchen dieſem und dem letzten Carneval ein Zwiſchenraum vieler Jahre läge. Er ſchien ſich alt geworden, die

Fröhlichkeit um ihn her zahm und die Masken langweilig und ſchwerfällig; der Corſo kam ihm nur wie eine enge und ſchäbige Straße zerfallener Paläſte vor, und ſelbſt der lange, blaue Lichtſtrom des italieniſchen Himmels über ihm nicht halb ſo glänzend blau als früher.

Und doch wenn er die Scene mit ſeinen natürlichen klaren Blicken angeſehen hätte, würde er darin noch etwas wie von Fröhlichkeit und Glanz erkannt haben. Ueberall und während des ganzen Tages gaben ſich Zeichen des Feſtes kund, wie namentlich in den mit Blumenſträußen überfüllten Körben, welche zum Verkauf an den Straßenecken ausgeſtellt waren, oder von den Verkäufern und Verkäuferinnen auf den Köpfen getragen wurden, während ganze Scheffel von verſchiedenartig gefärbten, den Zuckerpflaumen völlig ähnlichen Confetti's zum Verkauf ausgeſtellt waren, ſodaß ein Fremder ſich hätte einbilden können, der ganze Handel und das ganze Geſchäft des alten ernſten Roms beſtände nur in Blumen und Süßigkeiten. Und jetzt, an dem ſonnigen Nachmittage, konnte es kaum ein maleriſcheres Schauſpiel geben, als der Anblick dieſer edlen Straße, welche ſich in unabſehbarer Perſpektive zwiſchen zwei Reihen hoher Gebäude hinſtreckte, während aus jedem Fenſter derſelben und von vielen Altanen heitere und prächtige Teppiche, glänzende Seidenzeuge, Scharlache mit reichvergoldeten Franſen und verſchiedengefärbte Gobelins von alter Fabrikation herabhingen. Jeder einzelne Palaſt hatte ein Staatskleid angezogen und zeigte ſich in feſtlichem Gelegenheitsſchmuck, wie viel Schlimmes und Sündhaftes er auch in ſich verbergen mochte. Jedes Fenſter war außerdem von den Geſichtern von Frauen, roſigen Mädchen

und Kindern belebt, in denen allen ſich der lebhafte und heitere Ausdruck widerſpiegelte, welchen die Vorgänge auf der Straße den Gemüthern mitgetheilt hatten. Auf den Balconen der Paläſte die ganze Straße entlang ſtanden Gruppen von vornehmen Frauen, einige ſchön, alle reich gekleidet und mit ihren melodiſchen Stimmen ein gellendes, aber ſüßes Gelächter erhebend.

Alle dieſe unzählbaren Augen blickten in die Straße hinab, deren ganzer Raum mit feſtlichen Geſtalten überfüllt war, in ſolcher phantaſtiſcher Mannichfaltigkeit, daß es Jahrhunderte gebraucht hatte, ſie zu erſinnen, und durch die Mitte des närriſchen, luſtigen Menſchenſtromes bewegte ſich langſam eine nie endende Proceſſion von allen Fuhrwerken Roms vorwärts, von dem herzoglichen Wagen, mit dem gepuderten Kutſcher hoch auf dem Vorderſitz und mit den drei hinten ſich anklammernden goldbetreßten Lakeien, bis herab zu dem ländlichen Karren, der von einem einzigen Eſel gezogen wird. Unter dieſem verſchiedenartigen Gewühl, an Fenſtern und auf Balconen, in Karren, Halbchaiſen oder prachtvollen Equipagen, wie unter dem Getümmel der Fußgänger herrſchte eine Sympathie des Unſinns; eine treue und heitere Bruder- und Schweſterſchaft, auf den ehrenhaften und zugleich weiſen Vorſatz begründet, miteinander närriſch zu ſein. Der Scherz der Menſchheit, wie ihr tiefſter Ernſt iſt ein Kampf; ſo bekämpften dieſe Feſtgenoſſen einer den andern mit einem Kriegsvorrath von Zuckerpflaumen und Blumen.

Nicht daß dies wirkliche Zuckerpflaumen waren, ſondern etwas, was ihnen ähnelte, gleich wie die Aepfel von Sodom einer beſſern Frucht gleichen. Sie waren zum

größten Theil aus Kalk gedörrt, mit einem Haferkorn oder irgend einem andern werthloſen Kern in der Mitte. Außer dieſem Hagel von Confetti's warfen die Kämpfer Hände voll Blumen und Gypskügelchen in die Luft, wo ſie wie Rauch über einem Schlachtfelde hingen, oder im Herabfallen einen ſchwarzen Rock oder ein prieſterliches Gewand und die krauſen Locken der Jugend unehrerbietig weiß färbten.

Neben dieſem heftigen Streit mit Gyps, welcher reichliches Vergießen von Thränen aus leidenden Augen verurſachte, ging ein ſanfterer Krieg mit Blumen einher, der vornehmlich zwiſchen Rittern und Damen geführt wurde. Urſprünglich, als dieſer hübſche Gebrauch zuerſt eingeführt war, mag er ohne Zweifel einen reinen und ſittſamen Inhalt gehabt haben. Jeder Jüngling und jede Jungfrau pflückten Sträuße von Feldblumen oder die ſüßeſten und lieblichſten Blumen, welche in ihren eigenen Gärten wuchſen und warfen damit den Einen oder die Wenigen, welche ſie mit einem Gefühl ſchüchternen Antheils, wenn nicht mit Liebe anſahen. Oft mag der Geliebte auf dem Corſo in dieſer Weiſe von ſeiner leuchtenden Herrin, auf ihres Vaters fürſtlichem Balcon, den erſten ſüßen Wink erhalten haben, daß ſeine leidenſchaftlichen Blicke nicht auf ein Herz von Marmor gefallen ſeien. Welche geeignetere Art, ihr zartes Geheimniß ahnen zu laſſen, konnte ein Mädchen finden, als daß ſie eine Roſenknospe auf die Wange eines jungen Mannes ſanft niederfallen ließ?

Dies war die Kurzweil und der Ernſt eines unſchuldigeren und einfacheren Zeitalters. Heutzutage werden die Sträuße, meiſt von den gewöhnlichſten Blumen, durch

ſchmuzige Hände geſammelt und gebunden und den Corſo entlang zu geringen, aber doch höheren Preiſen, als ſolche käufliche Dinge werth ſind, verkauft. Wenn ihr einen Korb voll kauft, findet ihr ſie ſo erbärmlich zerzauſt, als ſeien ſie bereits zwei oder drei Carnevaltage hindurch hierhin und dorthin geflogen; auch ſo ſchmuzig, daß man es ihnen anſieht, wie ſie von dem Pflaſter aufgefiſcht und von tauſend Füßen getreten worden ſind. In der That könnt ihr ein Gewühl von Männern und Knaben ſehen, welche ſich unter die Hufe der Pferde drängen, um Sträuße aufzuſuchen, welche, von Balconen und Wagen geworfen, ihres Ziels verfehlt hatten; dieſe verkaufen ſie wieder, und noch einmal, und zehnmal vielleicht, wie beſudelt ſie auch von dem ſchlechten Schmuze Roms ſein mögen.

Dieſes ſind die blumigen Lieblinge — die duftenden Sträuße der Empfindung — welche zwiſchen Cavalier und Dame hin und her und wieder zurückfliegen, von einem Ende des Corſo zum andern. Vielleicht jedoch ſtellen ſie beſſer, als beabſichtigt war, das arme, zerſchlagene, zerrüttete Herz derjenigen dar, welche ſie werfen; ſolche Herzen, welche durch frühere Beſitzer zerdrückt und zermalmt und mit verſchiedenen Unfällen befleckt auf dem ſchmuzigen Straßenweg des Lebens von Hand zu Hand gegangen ſind, ſtatt in Einem treuen Buſen bewahrt zu werden.

Dieſe verkäuflichen und beſudelten Blumen und jene trügeriſchen Bonbons ſind deshalb Typen der geringen Wahrheit, welche noch in dem Gebrauch des Carnevals beſteht. Aber der Regierung ſcheint dieſe Aufregung noch immer zu ſtark zu ſein, ſie ſcheint zu fürchten, daß die wilde Fröhlichkeit einmal in ebenſo wilden Ernſt überſpringen

könne und so hält sie es für räthlich, den Corso mit einem imponirenden Aufwande militärischer Macht zu bewachen. Außer der gewöhnlichen Mannschaft der Gensdarmen war eine starke Wache päpstlicher Dragoner, mit Stahlhelmen und weiten Mänteln, an jeder Straßenecke aufgestellt. Pikets von französischer Infanterie standen bei ihren zusammengestellten Musketen in der Piazza del Popolo, an dem einen äußersten Ende des Corso und dem Palast der östreichischen Gesandtschaft an dem andern, und bei der Säule des Antonin. Hätte die gefesselte Tigerkatze, die römische Bevölkerung nur soviel wie die Spitze ihrer Klaue gezeigt, so würden die Säbel geblitzt und die Musketenkugeln in vollem Ernste in die Haufen jener Kämpfer gepfiffen haben, welche sich jetzt gegenseitig mit scheinbarem Zuckergebäck und verwelkten Blumen warfen.

Aber man muß dem römischen Volke Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß es durch einen bessern Schutz, als den der Säbel und Bajonette im Zaum gehalten wurde: es war die den Römern eigene Noblesse und Urbanität, welche der herkömmlichen Festlichkeit eine Art Weihe ertheilten. Beim ersten Anblick eines so phantastischen und närrischen Schauspiels möchte ein kühler Beobachter geglaubt haben, die ganze Stadt sei wahnsinnig geworden, aber zuletzt würde er sehen, daß sich diese ganze scheinbare, ungebundene Freiheit streng innerhalb der Grenzen ihrer selbst bewegt; er würde ein Volk bewundern, welches seinen fröhlichen Neigungen so freien Lauf lassen kann, während es jene wilderen, welche zum Unheil führen, in Schranken zu halten weiß. Jedermann schien gesetzlos, niemand war roh. Wenn irgend ein Lärmer die Grenze

überſchritt, ſo war es ſicher kein Römer, ſondern ein Engländer oder ein Amerikaner, und ſogar der rohere Scherz dieſes gothiſchen Geſchlechts war noch gemildert durch den unmerklichen Einfluß einer mehr delicaten moraliſchen Atmoſphäre, als wir ſie in unſerer Heimath athmen. Nicht daß uns im Ganzen der feine italieniſche Geiſt beſſer als unſer eigener gefiele; volksthümliche Roheit iſt eben zuweilen das Symptom von roher moraliſcher Geſundheit. Aber wo es ſich um einen Carneval handelt, wird er vermuthlich in Rom ſtets anſtändiger ſowohl als luſtiger und fröhlicher vorübergehen, als in irgend einer angelſächſiſchen Stadt.

Als Kenyon aus einer Seitengaſſe in den Corſo einbog, hatte die Heiterkeit ihren Gipfelpunkt erreicht. Er ſah aus der Einſamkeit ſeiner Empfindungen auf die mit Teppichen behangenen und mit damaſtenen Vorhängen verſehenen Paläſte, die ſich langſam bewegende Doppelreihe von Wagen und die buntſcheckigen maskirten Fußgänger, als blicke er durch das Eiſengitter eines Kerkerfenſters. Das Schauſpiel berührte ihn nur wie ein luſtiger Traum, durch deſſen Nebel ſich einige derbe Geſtalten wahrnehmen ließen.

Gerade in dieſem Augenblicke zeigte ſich mitten in dem Maskengewühl noch ein anderes Schauſpiel.

Es war erſtlich und zuvörderſt eine ganze Bande kriegeriſcher Muſik, welche in dieſer engen und begrenzten, obgleich ſtattlichen Straße, zwiſchen den Mauern der hohen Paläſte ſo mächtig widerhallte, daß ſie faſt zum Mißton wurde. Gleich darauf kam ein Trupp Reiter und berittener Gensdarmen, welche einen großen militäriſchen Pomp entfalteten. Sie geleiteten einen langen Zug von Wagen,

deren alle und jeder so prächtig aussahen, wie Aschenbrödels Kutsche, so bemalt und vergoldet waren sie. Gleich dieser Kutsche im Märchen waren sie auch mit Kutschern von mächtigem Umfange und mit ungemein langen Lakeien versehen, in ungeheuren, gepuderten Perrücken und dem ganzen Glanze von dreieckigen Hüten mit goldenen Schnüren und von gestickten silbernen Jacken und Hosen. Durch ihre altmodische Pracht würde diese Procession werth gewesen sein, Seine Heiligkeit in Person mit einem Gefolge von aufwartenden Cardinälen eingeschlossen zu haben, wenn diese heiligen Würdenträger herablassend genug gewesen wären, zur Erhöhung der Carnevalslustigkeit etwas in Person beizusteuern. Und doch trotz aller ins Auge fallenden martialischen Escorte, und trotz allen alterthümlichen Glanzes im Costüm, war es nur ein sich nach dem Capitol fortbewegender Zug von städtischen Behörden Roms, sämmtlich freilich nur illusorische Schatten und unter ihnen ein Phantom, der römische Senator genannt.

Das tumultarische Wechselgefecht von Blumensträußen und Confetti wurde theilweise unterbrochen, während die Procession vorüberzog. Ein wohlgerichteter Wurf jedoch — es war eine doppelte Hand voll gepuderten Gypses, von einem unchristlichen Neuengländer geworfen — traf den Kutscher des römischen Senators gerade ins Gesicht und verletzte seine Würdigkeit nicht wenig. Es schien seine Meinung zu sein, daß die Republik abermals zusammenstürze und daß der Staub davon jetzt eben seine Nasenlöcher fülle, obgleich dieser Staub von dem offiziellen Puder, mit welchem er bereits über und über bestreut war, kaum unterschieden werden konnte.

Während der träumeriſch um ſich her blickende Bildhauer dieſes kindiſchen Vorganges wenig Acht hatte, gingen vor ihm zwei Geſtalten Hand in Hand. Das Geſicht derſelben war durch eine ſchwarze Maske unkenntlich gemacht; die eine der beiden Perſonen ſchien ein Bauer der Campagna, die andere eine Contadina in ihrem Feſttagsanzuge zu ſein.

Funfzehntes Kapitel.

Carnevalspoſſen.

In eben dieſem Augenblick hinderten das Gedränge und die Verwirrung den Bildhauer, dieſe beiden Geſtalten, den Bauer und die Contadina, zu verfolgen, die in der That nur zwei von der zahlreichen Gattung waren, welche ſich in ähnlicher Tracht auf dem Corſo drängte. Sobald er ſich Bahn brechen konnte, bemühte ſich Kenyon, ihren Fußtapfen zu folgen, aber er verlor ſie raſch aus ſeinen Augen und wurde von ihrer Spur abgelenkt, indem er ſtillſtand, um verſchiedene Gruppen maskirter Perſonen zu beobachten, in deren Mitte, wie er glaubte, die Gegenſtände ſeiner Unterſuchung ſich befanden. Er erblickte darunter manchen Bauer oder Hirten der Campagna mit bleichgelbem Geſicht und in derſelben Tracht wie Donatello trug; manche Contadina, braun, breitſchultrig und ſtämmig, in ſcharlachener Tracht, mit einem Paar ſchwerer Ohrringe, mit einer Broche aus Cameo oder Moſaik und einem ſilbernen Kamm oder einem langen Stiletto in

ihrem glänzenden Haar. Aber die beiden Geſtalten voll Grazie und Schönheit, nach denen er forſchte, waren verſchwunden.

Sobald die Proceſſion des Senators vorüber war, erneuerten die Spaßmacher ihre Poſſen wieder mit friſchem Muth und das für einen Augenblick unterbrochene Geſchützfeuer von Blumenſträußen und Zuckerpflaumen begann von neuem. Da der Bildhauer vermuthlich unter den Zuſchauern der grämlichſte und ſorgenvollſte war, ſo war er beſonders ein Ziel für die Wurfgeſchoſſe von allen Seiten und für alle jene Späße, welche die Carnevalsfreiheit geſtattet. In der That ſtimmte ſeine mürriſche und gerunzelte Stirn ſo ſchlecht zu der Scene, daß man den Lärmmachern verzeihen konnte, wenn ſie ihn zum Ziel ihrer läppiſchen Fröhlichkeit auserſahen, da er offenbar in anderer Weiſe nicht zu ihr beitragen konnte.

Phantaſtiſche Geſtalten mit zwiebelförmigen Köpfen von dem Umfang eines Scheffels grinſten abſcheulich in ſein Geſicht. Harlekins ſchlugen ihn mit ihren hölzernen Schwertern und ſchienen ſeine unmittelbare Umwandlung in eine fröhlichere Geſtalt zu erwarten. Ein zweifüßiges Thier mit einer Eſelsſchnauze ließ ſein Geſchrei dicht an ſeinem Ohr ertönen und ſchloß ſein mißlautendes Gelärm mit einem lauten Ausbruch menſchlichen Gelächters. Fünf ſtramme Jungfrauen — dafür wenigſtens mußte man ſie ihren Unterröcken nach halten, trotz der zügellos ausgelaſſenen Bewegung ihrer Beine — reichten ſich die Hände und tanzten im Kreiſe um ihn her, mit einem Dudelſack in ihrer Mitte. Von dieſen ausgelaſſenen Verfolgern befreit, klopfte ihn ein Hanswurſt in buntſcheckigem Kleid auf

den Rücken mit einer Schweinsblaſe, in welcher eine Hand getrockneter Erbſen in entſetzlicher Weiſe raſſelte.

Aber damit war ſein fröhliches Märtyrerthum noch nicht vorüber. Lang daher geſchritten kam eine rieſenhafte weibliche Geſtalt, wenigſtens ſieben Fuß hoch und mit ihrem ungeheuern Steifrock ein Drittel von der Breite der Straße einnehmend. Sie erſah ſich den Bildhauer aus und begann auf ihn einen mächtigen Angriff zu machen, indem ſie ihn aus ihren großen, ſtier hervortretenden Augen verliebte Blicke zuwarf und ihm ein mächtiges Bouquet von Sonnenroſen und Brennneſſeln anbot. Da nun ihre Bewerbung keine Gewährung fand, machte die abgewieſene Rieſin eine Geberde voll Verzweiflung und Wuth, zog plötzlich ein unförmiges Piſtol hervor, richtete es geradezu auf des hartherzigen Bildhauers Bruſt und drückte los. Der Schuß hatte ſeine Wirkung, denn Kenyon ſah ſich plötzlich mit einer Wolke von Kalkſtaub bedeckt, unter deren Schutz die rachgierige Jungfer die Flucht ergriff.

Im nächſten Augenblick umgab ihn ein ganzer Trupp toller Geſtalten, welche ſich anſtellten, als ob ſie an ſeinem Mißgeſchick tiefen Antheil nähmen. Es waren Hanswürſte und buntſcheckige Harlekins, Orangutangs, Individuen mit Bären-, Ochſen- und Hundeköpfen, Geſichter, welche menſchlich geweſen wären, wenn ſie nicht ſo ungeheuere Naſen gehabt hätten, eine erſchreckliche Figur mit einem Antlitz gerade mitten auf der Bruſt und alle andern nur immer erdenklichen karrikirten monſtröſen Geſtalten. Dieſe Erſcheinungen gaben ſich den Anſtrich, als ob ſie in der Weiſe eines Gerichtshofs den Fall unterſuchten, indem ſie ihre pappenen Geſichter dem des Bildhauers näherten und

zwar mit einem unveränderlichen Lächeln, welches die lächerliche Wirkung der komiſchen Beſorgniß, die ſie in ihren Geberden zeigten, nur noch ſteigerte. In demſelben Augenblick kam eine Geſtalt heran, in einer grauen Perrücke und einem alten Schlepprock, mit einem Tintenfaß am Knopfloch und einer Feder hinterm Ohr; ſie kündigte ſich als einen Notar an und erbot ſich, den letzten Willen und das Teſtament des ermordeten Mannes aufzuſetzen. In der Erfüllung dieſer heiligen Pflicht wurde er jedoch durch einen Wundarzt unterbrochen, der eine drei Fuß lange Lanzette ſchwang und ihm vorſchlug, ihm zur Ader zu laſſen.

Das Ganze war einem fieberiſchen Traume ſo ähnlich, daß Kenyon es für das Beſte hielt, die Dinge gehen zu laſſen wie ſie wollten. Glücklicherweiſe ſpringen die Späße des Carnevals von einer Abſurdität zur andern über, ohne bei irgendeiner zu lange zu verweilen und auch nur die geringſte von ihnen bis zur Ermüdung auszubeuten. Die Paſſivität ſeiner Haltung gewährte zu wenig Raum für ſolche gewöhnliche Späße wie die Masken ſuchten. Nach wenigen Augenblicken waren ſie wie Träume und Geſpenſter aus ſeinem Geſicht verſchwunden und gewährten ihm ſo volle Freiheit, ſeine Nachforſchung fortzuſetzen, für die er weiter kein Hinderniß erblickte, ausgenommen das Gewühl, welches den Fußweg ſperrte.

Nicht weit war er gegangen, als er wieder mit dem Bauer und der Contadina zuſammentraf. Sie gingen noch Hand in Hand und ſchienen mit ſo geringem Intereſſe, als er ſelbſt daran nahm, durch die groteske und belebte Scene zu ſchlendern. Vielleicht weil er ſie erkannt hatte und um

ihr feierliches Geheimniß wußte, bildete ſich Kenyon ein, daß ſich ſelbſt in den Bewegungen und Stellungen dieſer beiden Geſtalten eine gewiſſe melancholiſche Gemüthsbewegung ausdrückte und ſelbſt die ſie ſo innig vereinende Verſchlingung ihrer Hände ſchien ſie in trauriger Entfernung von der Welt zu halten, welche ſich ihren Blicken darbot.

„Ich freue mich, Euch zu treffen," ſagte Kenyon. Aber ſie blickten ihn durch die Augenlöcher ihrer ſchwarzen Masken an, ohne ein Wort zu erwidern.

„Bitte, gebt mir ein wenig Auskunft in der Sache, welche mir ſo ſehr am Herzen liegt," ſagte er; „wenn Ihr irgend etwas von Hilda wißt, um des Himmels willen, ſprecht!"

Noch waren ſie ſtill und der Bildhauer begann faſt zu glauben, daß er ſich in der Aehnlichkeit der Geſtalten geirrt haben müſſe, da ſich eine ſo große Menge in gleichem Coſtüm auf dem Corſo umhertrieb. Doch einen andern Donatello, eine andere Miriam konnte es nicht geben, darüber ſchien er ſich gewiß zu ſein.

„Ihr ſeid unfreundlich," begann er wieder, — „Ihr kennt meine Angſt und Ihr ſolltet ſie lindern, da es in Eurer Macht ſteht."

Der Vorwurf hatte augenſcheinlich ſeine Wirkung, denn die Contadina ſprach jetzt und es war Miriam's Stimme.

„Wir gaben Euch alle Auskunft, die wir geben konnten," ſagte ſie. „Ihr ſeid ſelbſt, ſo wenig Ihr es zu wiſſen ſcheint, unfreundlich, da Ihr Euch zu dieſer Stunde zwiſchen

uns drängt. Es kann eine heilige Stunde ſogar in der Carnevalszeit geben."

Hätte ſich Kenyon in einem andern Gemüthszuſtande befunden, ſo würde er vielleicht durch dieſe raſche Erwiderung und durch eine Art Lebhaftigkeit, welche er oft in Miriam's Unterhaltung bemerkt hatte, beluſtigt worden ſein. Aber er nahm eine tiefe Traurigkeit in ihrer Stimme wahr, welche ihn ſeine augenblickliche Gereiztheit vergeſſen und ihn ahnen ließ, daß ein bleiches, thränenbefeuchtetes Geſicht hinter ihrer Maske verborgen ſei.

„Vergebt mir!" ſagte er.

Donatello ſtreckte hier ſeine Hand aus und auch ſie legte die ihre ungezwungen in des Bildhauers linke Hand, ſodaß ſie ein vereinigter Kreis von dreien waren, von vielen Erinnerungen und Ahnungen durchzittert. Kenyon wußte genau, daß dieſe einſt vertrauten Freunde jetzt von ihm ſchieden.

„Lebt wohl!" ſagten alle drei in demſelben Athemzuge.

Nicht ſobald war das Wort geſprochen, als ſie ihre Hände fahren ließen und der Lärm des Carnevals wie ein ſtürmiſches Meer über ſie dahinbrauſte.

Bei dieſer Zuſammenkunft hatte der Bildhauer in Betreff Hilda's nichts erfahren, aber er ſah ein, daß er ſich an die bereits empfangenen Andeutungen halten und eine Auflöſung des Geheimniſſes in irgend einer Weiſe, welche er noch nicht ahnen konnte, erwarten müſſe. Mit ſeinen Händen über die Augen fahrend und um ſich blickend — denn der eben beſchriebene Vorfall hatte die Scene noch traumähnlicher gemacht als vorher — fand er, daß er ſich

jetzt der breiten, an den Corso grenzenden Piazza näherte, welche die Säule des Antonin zum Mittelpunkt hat. Es war nicht weit von dieser Stelle, wo Miriam ihn gebeten hatte, zu warten. Indem er sich vorwärts kämpfte, so schnell wie es eben der Strom von Spaßmachern, der sich ihm heftig entgegenwarf, erlauben wollte, befand er sich jetzt jenseits der Piazza Colonna und begann die Häuser zu zählen. Das fünfte war ein Palast mit einer langen Froute nach dem Corso zu und von einer stattlichen Höhe, aber durch das Alter etwas düster.

Ueber seinem gewölbten und von Säulen getragenen Eingang befand sich ein Balcon, reichlich mit Teppichen und damastenen Zeugen behangen und eben jetzt von einem Herrn ehrwürdigen Aussehens und einer Gruppe Damen eingenommen. Das weiße Haar und der Backenbart des Ersteren mit den Winterrosen auf seinen Wangen verliehen ihm ein englisches Ansehen; auch die Damen zeigten eine lichthaarige, sächsische Physiognomie und schienen die Heiterkeit des Carnevals mit der Frische von Zuschauern zu genießen, welchen dieser Anblick neu war. Die ganze Gesellschaft, der alte Herr mit würdigem Ernst, als wolle er eine Festung vertheidigen, und seine jungen Gefährtinnen im Uebermaß der Fröhlichkeit schütteten unerschöpflich Confetti's auf die Vorübergehenden.

Im Hintergrund des Balcons war ein breiträndiger, geistlicher Castorhut sichtbar. Ein Abbate, wahrscheinlich ein Bekannter und Cicerone der englischen Familie, saß dort und genoß die Scene, obgleich theilweise dem Blick entzogen, wie es der Anstand seines Standes vorschrieb.

Es schien kein besseres noch anderes Verfahren für

Kenyon zu geben, als auf der verabredeten Stelle Wache zu halten und das zu erwarten, was zunächſt geſchehen würde. Indem er ſeinen Arm um einen Laternenpfahl legte, um zu verhindern, daß er von dem ungeſtümen Strome der Dahertobenden hinweggeriſſen werde, prüfte er jedes Geſicht in der Hoffnung, daß irgendeines von ihnen ſeinen Augen mit einem Blick des Verſtändniſſes begegnen möge. Er blickte nach jeder Maske — Harlekin, Affe, Ungeheuer mit zwiebelförmigen Köpfen oder was ſonſt am Abgeſchmackteſten war — indem er glaubte, daß der Bote gerade in ſolcher fantaſtiſcher Vermummung und in keiner andern kommen würde. Oder vielleicht möchte eine jener ſchmucken Geſtalten in der ſtattlichen Halskrauſe, dem Mantel, der Tunika und den Pluderhoſen von drei Jahrhunderten früher, ihm Nachricht von Hilda aus jenem längſt vergangenen Zeitalter bringen. Zuweilen nahm ſeine Unruhe ein hoffnungsvolles Anſehen an und er glaubte, daß Hilda vorüberkommen möchte, ihr eignes ſüßes Selbſt, in irgendeiner ſchüchternen Vermummung, welche der Inſtinct ſeiner Liebe ſicher durchdringen würde. Oder ſie möchte in einem Triumphwagen vorbeigetragen werden, wie der eine, welcher ſich eben jetzt näherte, deſſen ſich langſambewegenden Räder mit Laubwerk umwunden waren und der durch Pferde gezogen wurde, welche man mit Blumen aufgeputzt hatte.

Der alte Engländer und ſeine Töchter auf dem geradeüberliegenden Balcon mußten etwas unausſprechlich Sonderbares in dem Betragen des Bildhauers wahrgenommen haben, indem er ſo ernſthaft in dieſen Wirbel von Unſinn blickte und nach dem ſuchte, was ſein Leben dunkel oder hell

machen ſollte. Ernſte Leute, welche nach etwas Wirklichem im menſchlichen Leben ſuchen, erſcheinen den Augen fröhlicher Carnevalsgenoſſen nothwendig albern. Auf alle Fälle, nachdem man ſich auf Koſten ſeines melancholiſchen Geſichtes weidlich luſtig gemacht, beglückten die heitern Inhaberinnen des Balcons Kenyon mit einer Sendung von Confetti, welche raſſelnd wie ein Hagelwetter über ihn kam. Indem er inſtinctmäßig emporblickte, war er erſtaunt, den Abbate ſich vorwärtsbeugen und ein zuvorkommendes Zeichen der Erkennung geben zu ſehen.

Es war derſelbe alte Prieſter, mit welchem er Hilda im Beichtſtuhl erblickt, derſelbe, mit welchem er über ihr Verſchwinden auf der Straße geſprochen.

Doch was immer der Grund ſein mochte, Kenyon brachte jetzt dieſe geiſtliche Perſon nicht mit dem Gedanken an Hilda in Verbindung. Seine Augen ruhten nur für einen Augenblick auf dem Greiſe und kehrten dann auf das wirbelnde Gewühl des Corſos zurück, um irgendeine Spur von Hilda zu entdecken. Es war in dieſem Augenblick eine Regſamkeit auf der andern Seite der Straße, deren Urſache Kenyon nicht ſah, noch ſich Mühe gab zu entdecken. Eine kleine Abtheilung von Soldaten oder Gensdarmen ſchien darin verwickelt zu ſein. Sie verhafteten vielleicht irgend eine trunkene Perſon, welche unter dem Einfluß einer Extraflaſche Wein über die myſtiſche Grenze des Carnevalanſtandes hinausgeſchweift war.

Der Bildhauer hörte einige Leute in ſeiner Nähe von dem Vorfall ſprechen.

„Die Contadina in ſchwarzer Maske war eine ſchöne Frauengeſtalt.“

„Sie war nicht übel," erwiderte eine weibliche Stimme; „aber ihr Gefährte war noch bei weitem ſchöner. Könnten ſie nicht wirklich ein Landmann und eine Contadina ſein? Glaubt Ihr nicht?"

„Nein, nein," ſagte die andere Stimme. „Es iſt irgend ein Carnevalſcherz, ein wenig zu weit getrieben."

Dieſe Unterhaltung dürfte Kenyon's Aufmerkſamkeit erregt haben, wenn er nicht genau jetzt von zwei überreichlichen Würfen getroffen worden wäre. Einer, wir ſchämen uns es zu ſagen, beſtand in Blumenkohl, welcher, von einem jungen Mann aus einer vorüberfahrenden Kutſche geworfen, mit einem nur zu tüchtigen Schlag gegen ſeine Schulter fiel; der andere beſtand in einer einzigen Roſenknospe, ſo friſch, daß ſie in dieſem Augenblicke gepflückt zu ſein ſchien. Sie flog von dem entgegengeſetzten Balcon, berührte ſanft ſeine Lippen, und fiel in ſeine Hand. Er ſah empor, und erblickte das Geſicht ſeiner verlornen Hilda!

Sie war in einen weißen Domino gekleidet und ſah bleich und verwirrt aus; aber zugleich war ein Schimmer von zarter Heiterkeit in ihren Augen, welchen der Bildhauer zwei oder drei Mal im Laufe ihrer Bekanntſchaft bei ihr bemerkt, der aber für ihn den bezaubernd̈ſten und feenhafteſten Reiz hatte. Dieſes ſanfte, heitere Lächeln veranlaßte ſie gleichſam, ſich in die wilde Fröhlichkeit des Carnevals zu verſchmelzen und ſich nicht ſo ſonderbar und fremd in der Scene auszunehmen, als ihre unerwartete Erſcheinung ſonſt würde haben vermuthen laſſen. Inzwiſchen blickten der ehrwürdige Engländer und ſeine Tochter in einer Weiſe auf die arme Hilda, welche bewies,

daß ſie durch ihr plötzliches Eindringen auf ihren Privatbalcon ſämmtlich ſowohl erſtaunt als unausſprechlich erſchreckt waren. Sie blickten — wie es Engländer von Reſpectabilität ſelbſt dann thun würden, wenn ein Engel ſich in ihren Kreis herniederlaſſen ſollte, der nicht durch irgend eine ihnen bekannte Perſon eingeführt wäre — ſie blickten, als ob man ſich eine unverzeihliche Freiheit genommen habe, und eine angemeſſene Rechtfertigung gefunden werden müßte, nach welcher, wie man erwartete, der Rückzug des Eindringlings erfolgen müſſe.

Der Abbate jedoch zog den alten Herrn bei Seite, und flüſterte ihm ein paar Worte zu, welche ihn zu beſänftigen genügten; er bezeigte Hilda eine hinlänglich wohlwollende, obſchon noch immer verlegene Rückſicht, und lud ſie durch eine ſtumme Geberde ein, nach ihrer Bequemlichkeit zu verfahren.

Doch wer immer ein Verſehen begangen hatte, unſere ſcheue und artige Hilda hatte nicht daran gedacht, ſich einzudrängen. Woher ſie gekommen, oder wo ſie während dieſer geheimnißvollen Zwiſchenzeit verborgen geweſen war, das können wir nur unvollkommen vermuthen. Am beſten iſt es vielleicht ſich zu denken, daß ſie ſich in eine höhere Region von maleriſcher Scenerie begeben hatte, daß ſie mit Claude Lorrain in dem goldnen Licht herumgeſtreift ſei, welches er über ſeine Landſchaften auszugießen pflegte. Wir wollen uns einbilden, daß, in Folge der aufrichtigen Naivetät, womit ſie dieſelben liebte, der Künſtlerin es für eine Zeit geſtattet geweſen war, mit den großen, dahingegangenen Meiſtern der Kunſt zu verkehren und die göttlichern Werke in Augenſchein zu nehmen,

welche ſie in himmliſchen Farben ausgeführt hatten. Guido hatte ihr ein anderes Bild der Beatrice Conci gezeigt, herausgeſtaltet aus dem himmliſchen Leben, in welchem der geheimnißvolle Ausdruck des irdiſchen Geſichts in eine ſtrahlende Freude verwandelt war. Perugino hatte ihr einen Blick auf ſeine Staffelei verſtattet, auf welcher ſie, was ein Frauenantlitz ſchien, unterſcheiden konnte, das aber, vermöge der Tiefe und Milde ſeiner Weiblichkeit, ſo göttlich erſchien, daß ein Strom von Freudenthränen ihre Augen blind machte, bevor ſie noch zur Betrachtung Zeit hatte. Raphael hatte ſie bei der Hand genommen, bei jener ſchönen Hand, welche Kenyon in Marmor nachgebildet hatte, und er hatte den Vorhang einer goldbefranſten Wolke, welche ſein letztes Meiſterſtück verhüllte, ſeitwärts gezogen. Auf Erden malte Raphael die Transfiguration. Welche höhere Scene mag er ſeitdem gemalt haben, nicht aus der Phantaſie, ſondern wie ſie ſich nun ſeinen wirklichen Augen offenbarte!

Wir wollen nicht den Spuren des Wegs weiter folgen, auf welchen ſie wieder zur gegenwärtigen Welt zurückkehrte. Für den Augenblick genügt es, zu ſagen, daß Hilda aus einem verborgenen Ort hervorgerufen, und wir wiſſen nicht auf welchen geheimnißvollen Wegen, an einen Ort geführt wurde, wo der Lärm des Lebens plötzlich an ihr Ohr brauſte. Sie hörte das Geſtampf von Fußtritten, das Geraſſel von Rädern und das verworrene Geſumme einer Menge von Stimmen, welches zwiſchen Muſik und lautem Gelächter hindurch ertönte. In eine geräumige, düſtere Halle hinaustretend, und nachdem ein Vorhang hinweggezogen war, fand ſie ſich artig auf einen

Balcon hinausgeſchoben, und blickte von hier aus plötzlich auf die feſtlichgeputzte Straße, in welcher muntere Teppiche an allen Paläſten prangten, die Fenſter mit fröhlichen Geſichtern dicht gefüllt waren, und ein Gewühl von maskirten Perſonen ſich unten auf dem Pflaſter tummelte.

Bald darauf ſchien ſie als Mitwirkende an der Scene betheiligt zu ſein. Ihre blaſſe, großäugige, zarte Schönheit, ihr verwundertes Ausſehen und ihre ſchüchterne Anmuth zogen den Blick Vieler an; und es fielen Schauer von Blumen und Bonbons um ſie her, die friſcheſten Blüthen und ſüßeſten Zuckerpflaumen, Süßes dem Süßen. Hilda preßte ihre Hand gegen ihre Stirn; ſie ließ ihre Augenlider ſinken, und indem ſie ſie wieder erhob, blickte ſie auf das groteske und prächtige Schauſpiel, das Chaos wahnſinniger Heiterkeit, dabei, wie es ſchien, nach einem Gegenſtand forſchend, welcher ihr verſichern möchte, daß der ganze Anblick keine bloſe Einbildung ſei.

Unter dem Balcon erkannte ſie ein vertrautes, ihrem Gedächtniß tiefeingeprägtes Geſicht. Der Geiſt der Stunde und der Scene übte ſeinen Einfluß auf Hilda's lebhafte und gefühlvolle Natur; ſie fing eine der Roſenknospen auf, welche auf ſie geſchüttet worden waren, und warf ſie nach dem Bildhauer. Sie traf das Ziel; er wendete ſeine Augen empor, und dort war Hilda, in deren wohlthuender Gegenwart ſein geheimer Kummer und der wilde Lärm des Carnevals vor ſeiner Empfindung verſchwanden.

Dieſe Nacht braunte die Lampe unter dem Schreine der Jungfrau ſo hell, als wäre ſie nie verlöſcht geweſen;

und die eine treue Taube, die melancholiſch ihren gewöhnlichen Sitz eingenommen hatte, grüßte Hilda den nächſten Morgen entzückt, und forderte ihre weniger beſtändigen Gefährten auf, wohin ſie auch immer geflogen waren, ihre Huldigung zu erneuern.

Sechzehntes Kapitel.

Miriam, Hilda, Kenyon, Donatello.

Der geneigte Leſer, glauben wir, würde uns nicht für eine von jenen umſtändlichen Erläuterungen danken, welche bei aller ermüdenden Ausführlichkeit doch ſo ungenügend ſind, die romantiſchen Geheimniſſe einer Erzählung zu erklären. Er iſt zu klug, darauf zu beſtehen, auf die linke Seite des Teppichs zu blicken, nachdem die rechte hinlänglich vor ihm entfaltet, nach des Künſtlers beſter Kenntniß gewoben und mit Hinſicht auf die harmoniſche Vertheilung ihrer Farben kunſtvoll arrangirt worden iſt. Wenn irgend eine glänzende oder ſchöne oder auch nur leidliche Wirkung hervorgebracht worden iſt, wird das Muſter von einem freundlichen Leſer das Werk nach ſeinem Werthe annehmen, ohne das Gewebe mit der nutzloſen Abſicht auseinanderzureißen, um entdecken zu wollen, wie ſeine Fäden verknüpft worden ſind; denn der Scharfſinn, der ihn auszeichnet, wird ihm lange vorher geſagt haben, daß jede Erzählung menſchlicher Thaten und Abenteuer — ob wir ſie Geſchichte oder Roman nennen — ſicher eine zerbrech-

liche Handarbeit ist, welche leichter zu zerreißen als zu verbessern ist. Sogar das gewöhnlichste Leben ist voll von Ereignissen, welche sich nie erklären lassen, weder was ihren Ursprung, noch ihren Verlauf betrifft.

Es würde leicht sein, aus Unterhaltungen, welche wir mit dem Bildhauer gepflogen haben, ein schimmerndes Licht auf das Geheimniß von Hilda's Verschwinden zu werfen; obgleich sie, so lang sie in Italien blieb, eine merkliche Zurückhaltung in ihren Mittheilungen über diesen Gegenstand sogar gegen ihre vertrautesten Freunde beobachtete. Entweder war eine Bürgschaft der Verschwiegenheit von ihr gefordert worden, oder ein verständiges Motiv warnte sie, die List einer geistlichen Person, oder die geheimen Handlungen einer despotischen Regierung zu offenbaren, weil und so lange sie sich noch innerhalb des Bezirkes ihrer Gerichtsbarkeit befand. Möglicherweise mochte sie sich auch nicht völlig bewußt sein, welche Macht Hand an ihre Person gelegt habe. Was uns überdies unter Hilda's Abenteuern am meisten in Verwirrung gesetzt hat, ist die Art ihrer Befreiung. Wir können nur annehmen, daß die sinnreiche und phantastische Einbildungskraft eines Weibes, heiter, weil sie sonst verzweifelt sein mußte, dieses Ereigniß angeordnet hatte.

Wenige Tage nach Hilda's Wiedererscheinen schlenderten sie und der Bildhauer durch die Straßen Roms. In tiefem Gespräch begriffen, sahen sie sich plötzlich in der Nähe des von Säulen getragenen Porticos und der ungeheuren dunklen Rotunde des Pantheon. Es steht fast in dem Mittelpunkt der labyrinthischen Verwickelungen der modernen Stadt und zeigt sich oft den verirrten Fremden,

wenn er nach andern Gegenſtänden ſucht. Hilda ſchlug, als ſie emporblickte, vor, einzutreten.

„Ich gehe nie daran vorüber, ohne hineinzugehen," ſagte ſie, „um dem Grabe Raphael's meine Huldigung darzubringen."

„Ich gleichfalls nicht," ſagte Kenyon, „ohne anzuhalten, um das erhabenſte Gebäude zu bewundern, welches uns die Barbarei der frühern Zeitalter und die grauſameren Päpſte und Fürſten der ſpätern übriggelaſſen haben."

Sie gingen demgemäß hinein und ſtanden auf dem freien Raum jenes großen Kreiſes, um den die gewölbten Vertiefungen und ſtattlichen Altäre gereiht ſind, welche früher heidniſchen Gottheiten gewidmet waren, aber im Laufe von zwölf vergangenen Jahrhunderten chriſtlich geworden ſind. Die Welt hat nichts, was dem Pantheon gleicht. So groß iſt es, daß die pappenartigen Statuen über dem hohen Karnieß die Wirkung um nichts mehr ſtören als die an Heiligenſchreinen hängenden Kronen und Herzen von Zinn, die ſtaubigen künſtlichen Blumen und alle Arten Flittertand. Der Roſt und Schmuz, welcher den koſtbaren Marmor an den Wänden verdunkelt hat, das Pflaſter mit ſeinen viereckigen und andern Steinen von Porphyr und Granit, kreuzweiſe und in hundert Richtungen geſpalten, der graue Dom darüber mit ſeiner Oeffnung, als ob der Himmel herniederblicke in dieſen Platz der Anbetung, und als ob er unbedeckt gelaſſen ſei, damit Gebete um ſo freier emporſteigen könnten; alle dieſe Dinge machen einen Eindruck der Feierlichkeit, welchen ſogar die St. Peterskirche nicht hervorbringt.

„Ich glaube," ſagte der Bildhauer, „es iſt die Oeffnung

in dem Dom — dieſes große, himmelwärtsblickende Auge —, welcher das Pantheon die Eigenthümlichkeit ſeiner Wirkung verdankt. Es iſt darin ſo etwas Heidniſches, der ganzen Zurückgezogenheit unſerer modernen Civiliſation ſo Unähnliches! Blickt auch auf das Pflaſter gerade unter dem offenen Raum! Soviel Regen iſt dort in den letzten zweitauſend Jahren gefallen, daß es von kleinem, ſchönem Moos grün iſt, ſowie es in einem dumpfigen engliſchen Kirchhofe auf Grabſteinen wächſt."

„Ich ſehe lieber den hellen, blauen Himmel an," erwiderte Hilda, „welcher die Decke des Gebäudes bildet. Es iſt ſo ergötzlich, an einem windigen Tage die Maſſe von weißen Wolken über die Oeffnung dahinfliegen und dann wieder den Sonnenſchein hindurchfallen zu ſehen, ſowie er es jetzt thut. Würde es ein Wunder ſein, wenn wir dort Engel, zum Theil innen, zum Theil außen ſchweben ſähen, mit heitern, himmliſchen Geſichtern, das Licht nicht verſperrend, ſondern es nur in ſchöne Farben umwandelnd? Blickt auf dieſe breiten goldenen Strahlen — dieſen herabfallenden Katarakt von Sonnenlicht — welche von der Oeffnung herabkommen und auf dem Schrein zur rechten Hand des Einganges ruhen!"

„Dort iſt ein dunkles Gemälde über dem Altar," bemerkte der Bildhauer. „Laßt uns hingehen und ſehen, ob dieſe ſtarke Beleuchtung ihm irgend ein Verdienſt ertheilt!"

Indem ſie ſich dem Schrein näherten, fanden ſie das Gemälde des Anſehens wenig werth, konnten ſich aber des Lächelns nicht erwehren, da ſie ſahen, daß ſich eine ſehr fette und bequeme Katze — welche wir ſehr oft im Pan-

theon geſehen haben — auf den Altar in dem wohlthuenden Sonnenſchein niedergelaſſen hatte und unter den heiligen Wachskerzen feſt eingeſchlafen war. Ihre Fußtritte ſtörten ſie, ſie erwachte, erhob ſich und faſt blinzelnd in der Sonne, doch mit einer gewiſſen Würde und einem Selbſtbewußtſein, als wiſſe ſie, daß ſie die Stelle eines Heiligen verträte.

„Ich glaube," bemerkte Kenyon, „daß dieſe Katze ſeit den Tagen des alten Aegypten die erſte ihres Geſchlechtes iſt, welche ſich als Gegenſtand der Anbetung im Pantheon oder irgend ſonſtwo niedergelaſſen hat. Seht! dort kniet ein Bauer aus einem benachbarten Marktflecken wirklich vor ihr! Sie ſcheint in der That eine gnädige und liebreiche Heilige zu ſein!"

„Bringt mich nicht zum Lachen," ſagte Hilda vorwurfsvoll, „ſondern helft mir das Thier hinwegtreiben! Es ſchmerzt mich zu ſehen, daß dieſer arme Mann oder irgend ein menſchliches Weſen ſeine Gebete ſo ungehörig verſchwendet."

„Dann, Hilda," antwortete der Bildhauer ernſthafter, „iſt im Pantheon für Euch und mich zu knien der einzige Platz auf dem Pflaſter mitten unter der Oeffnung. Wenn wir vor Heiligenſchreinen beten, werden wir irdiſchen Wünſchen Ausdruck geben; aber wenn wir Angeſicht gegen Angeſicht mit der Gottheit beten, werden wir es für gottlos halten, um etwas zu bitten, was kleinlich und ſelbſtſüchtig iſt. Ich glaube, es iſt dies, was den Katholiken bei der Anbetung der Heiligen ſoviel Entzücken gewährt; ſie können all ihre kleinen weltlichen Bedürfniſſe und Launen, ihre Eigenthümlichkeiten und menſchlichen Schwachheiten

vorbringen nicht als Dinge, die ſie zu bereuen haben, ſondern als ſolche, welche durch die heiliggeſprochene Menſchlichkeit, zu der ſie beten, befriedigt werden. Wirklich! es iſt ſehr verführeriſch!"

Was Hilda geantwortet haben mag, muß der Vermuthung überlaſſen bleiben; denn als ſie ſich von dem Schrein hinwegwendete, fühlten ſich ihre Augen von der Geſtalt einer weiblichen Büßerin angezogen, welche auf dem Pflaſter kniete, gerade unter dem großen mittlern Auge, auf demſelben Fleck, welchen Kenyon als den einzigen bezeichnet hatte, von welchem Gebete emporſteigen ſollten. Das aufwärtsgewandte Geſicht war unſichtbar und hinter einem Schleier oder einer Maske verborgen, welche einen Theil des Gewandes bildeten.

„Es kann nicht ſein!" flüſterte Hilda bewegt. „Nein, es kann nicht ſein!"

„Was beunruhigt Euch?" fragte Kenyon. „Weshalb zittert Ihr ſo?"

„Wenn es möglich wäre, würde ich glauben, daß jene kniende Geſtalt Miriam ſei!"

„Wie Ihr ſagt, es iſt unmöglich. Wir wiſſen zu gut, was ihr und Donatello begegnet iſt."

„Ja, es iſt unmöglich!" wiederholte Hilda.

Ihre Stimme jedoch zitterte noch und ſie ſchien nicht im Stande, ihre Aufmerkſamkeit von der knienden Geſtalt abzulenken. Plötzlich und als ob der Gedanke an Miriam den ganzen Umfang ihrer Erinnerungen geöffnet hätte, fragte ſie den Bildhauer:

„War Donatello wirklich ein Faun?"

„Hättet Ihr je den Stammbaum des weit hinabrei-

chenden Geſchlechtes von Monte Beni ſtudirt, wie ich es that," antwortete Kenyon mit einem nicht zu unterdrückenden Lächeln, „ſo würdet Ihr wenig Zweifel über dieſen Punkt haben. Faun oder nicht, er hatte eine genialiſche Natur, welche, wäre die übrige Menſchheit in Uebereinſtimmung mit ihr geweſen, die Erde zu einem Paradies für unſern armen Freund gemacht haben würde. Es ſcheint die Moral ſeiner Geſchichte, daß menſchliche Weſen von Donatello's Charakter auf Erden oder ſonſtwo nicht länger etwas zu ſchaffen haben. Das Leben iſt ſo traurig ernſt geworden, daß ſolche Menſchen ihre Natur verändern, oder umkommen müſſen, wie die antediluvianiſchen Geſchöpfe, welche als Bedingung ihrer Exiſtenz eine wärmere Atmoſphäre als die unſrige verlangten."

„Ich kann Eure Moral nicht annehmen!" erwiderte die mit reinem Herzen begabte Hilda.

„Dann gibt es noch eine andere; wählt nun!" ſagte der Bildhauer, indem er ſich erinnerte, was Miriam kürzlich in Betreff deſſelben Gegenſtandes geäußert hatte. „Er beging ein großes Verbrechen; und ſeine Reue, welche an ſeiner Seele nagte, hat tauſend erhabene, moraliſche und geiſtige Fähigkeiten entwickelt, welche wir gerade bei dem ſonſt ſo beſchränkten Donatello zu treffen nie erwartet haben würden."

„Ich weiß nicht, ob dies ſich ſo verhält," ſagte Hilda; „aber was dann?"

„Hier beginnt meine Verlegenheit. Die Sünde hat Donatello erzogen und erhoben. Iſt die Sünde — welche wir für eine ſo fürchterliche Nachtſeite im Univerſum halten — iſt ſie, wie der Schmerz, mithin nur ein Element

der menſchlichen Erziehung, durch welches wir uns nach einem höhern und innerlichern Zuſtande emporringen, als wir auf eine andere Art und Weiſe erlangt haben könnten? Fiel Adam darum, daß wir uns endlich zu einem weit himmliſcheren Paradies als das ſeine erheben möchten?"

„O ſtill!" rief Hilda und bebte mit einem Ausdruck des Entſetzens vor ihm zurück, welcher den armen grübelnden Bildhauer in der Seele verwundete. „Das iſt entſetzlich; und ich könnte über Euch weinen, wenn Ihr es wirklich glaubt. Bemerkt Ihr nicht, welch eine Satire Euer Glaubensbekenntniß nicht nur auf jedes religiöſe Gefühl, ſondern auf das moraliſche Geſetz iſt? Und wie es alle Vorſchriften des Himmels, welche in unſerm Innerſten geſchrieben ſtehen, umſtößt und auslöſcht? Ihr habt mich unbeſchreiblich erſchreckt!"

„Vergebt mir, Hilda!" rief der Bildhauer, durch ihre Bewegung beſtürzt; „ich glaubte es nie! Aber der Geiſt wandert wild und weit, und ſo einſam, wie ich lebe und wirke, habe ich weder einen Leitſtern dort oben, noch ein Licht in einer eigenen Heimſtätte hier unten, mich heimwärts zu führen. Wäret Ihr meine Führerin, meine Rathgeberin, meine innigſte Freundin, mit der unſchuldigen Weisheit, welche Euch wie ein himmliſches Gewand bekleidet, alles würde gut gehen. O, Hilda, führt mich heimwärts!"

„Wir ſind beide verlaſſen, beide weit von der Heimat!" ſagte Hilda, indem ſich ihre Augen mit Thränen füllten. „Ich bin ein armes, ſchwaches Mädchen und beſitze keine ſolche Weisheit, wie Ihr bei mir vorausſetzt."

Was weiter zwiſchen dieſen Liebenden vorgegangen ſein

mag, während ſie vor dem mit Säulen verſehenen Heiligenſchreine und der Madonna von Marmor an Raphael's Grabmal ſtanden, und wohin ſie jetzt wandelten, das wiſſen wir nicht zu ſagen. Aber die unter dem geöffneten Auge des Pantheon kniende Geſtalt erhob ſich jetzt, blickte auf das Paar und ſtreckte ihre Hände mit einer Geberde der Segnung gegen ſie aus. Nun wußten ſie, daß es Miriam war. Sie ließen ſie indeſſen ohne eine Begrüßung aus dem Portale ſchreiten; denn jene ausgeſtreckten Hände ſchienen ſogar, während ſie ſegneten, eine hinwegweiſende Bedeutung zu haben, gleichſam als ob Miriam an der entgegengeſetzten Seite eines bodenloſen Abgrundes ſtünde, und ſie von dem Rande aus warne.

So gewann Kenyon der ſanften Hilda ſchüchterne Zuneigung und ihre Einwilligung, ſeine Braut zu ſein. Eine andere Hand muß hinfort die Lampe vor dem Schrein der Jungfrau anzünden, denn Hilda kam von ihrem alten Thurm herab, um ſelbſt als eine Hausheilige im Licht des Heerdfeuers und an der Seite ihres Gatten eingeſchreint und angebetet zu werden. Und jetzt, wo dieſes Leben ſo viele irdiſche Verheißungen umfaßte, beſchloſſen ſie, in ihr Heimatsland zurückzukehren, weil ſich endlich in die Jahre eine Art Leere einſchleicht, wenn wir zuviel davon an einem fremden Geſtade verleben. Wir vertagen die Realität des Lebens in ſolchen Fällen bis zu einem zukünftigen Augenblick, wo wir wieder unſere heimatliche Luft athmen werden. Aber wenn wir zurückkehren, finden wir, daß die heimatliche Luft ihre ſtärkende Eigenſchaft verloren, und daß das Leben ſeine Wirklichkeit und Weſenheit auf den Fleck verſetzt hat, wo wir uns nur für temporäre Bewohner hielten.

So zwiſchen zwei Länder geſtellt, gehört uns gar keins, oder nur der kleine Fleck in dem einen, wo wir zuletzt unſere müden Gebeine niederlegen. Es iſt deshalb weiſe, bei Zeiten oder nie zurückzukehren.

Ehe ſie Rom verließen, wurde ein Hochzeitsgeſchenk auf Hilda's Tiſch gelegt. Es war ein Armband, augenſcheinlich von großem Werth; denn es beſtand aus ſieben alten etruskiſchen Edelſteinen, aus ſieben Gräbern hervorgeholt, und jedes einzelne von ihnen das Inſiegel irgend einer fürſtlichen Perſon, welche im grauen Alterthum gelebt. Hilda erkannte dieſen koſtbaren Schmuck. Er hatte Miriam gehört und einſt hatte ſie mit der Fülle der Phantaſie, welche ſie auszeichnete, ſich damit beluſtigt, für jeden Edelſtein eine mythiſche und zauberhafte Legende zu erfinden, welche die erdichteten Abenteuer und Kataſtrophen ihres frühern Trägers behandelte. So wurde das etruskiſche Armband das verknüpfende Band von ſieben wunderbaren Erzählungen, welche alle, da ſie aus ſieben Grabmälern gegraben waren, durch ein ſiebenfaches Grabesdunkel charakteriſirt waren; ſowie Miriam's durch ihr Unglück verdunkelte Phantaſie es ſelbſt über ihre ſcherzhafteſten Ausgeburten zu verbreiten pflegte.

Und jetzt, wie glücklich auch Hilda war, brachte das Armband Thränen in ihre Augen, indem es innerhalb ſeines ganzen Zirkels das Symbol eines ebenſo traurigen Geheimniſſes war, als irgend eines, welches Miriam an die einzelnen Edelſteine geknüpft hatte. Denn was wird Miriam's Leben nun ſein? Und wo war Donatello? Aber Hilda hatte eine hoffnungsreiche Seele und ſah Sonnenſchein auf den Bergesgipfeln.

Nachſchrift.

Von vielen Leſern der vorhergehenden Blätter iſt der Verfaſſer um weitere Aufſchlüſſe in Betreff der Geheimniſſe dieſer Erzählung gebeten worden.

Er bedient ſich wider Willen der ihm durch eine neue Auflage gebotenen günſtigen Gelegenheit, ſolche Ereigniſſe und Vorfälle etwas mehr aufzuhellen, welche zu ſehr im Dunkeln gelaſſen ſein möchten; — wider Willen, wiederholt er, weil ihn die Nothwendigkeit fühlen läßt, daß es ihm beſtenfalls nur unvollkommen gelungen ſein kann, um dieſen Roman die Art von Atmoſphäre zu verbreiten, welche für die von ihm erſtrebte Wirkung weſentlich iſt. Er arbeitete natürlich dahin, daß die Erzählung und die Charaktere eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der menſchlichen Natur und dem menſchlichen Leben tragen, aber dabei doch in ſo künſtlicher und luftiger Weiſe von unſerer Sphäre entfernt ſein ſollten, daß einige Geſetze und Eigenheiten, welche ihren Schwerpunkt nur in ſich ſelbſt haben, ſtillſchweigend und unmerklich anerkannt werden möchten.

Die Idee von dem modernen Faun zum Beiſpiel verliert all' die Poeſie und Schönheit, welche der Autor darin zu verkörpern gedachte, und wird nichts beſſeres als eine groteske Abſurdität, wenn wir ihn an das Licht der gemeinen Wirklichkeit bringen. Er hatte gehofft, dieſes anomale Geſchöpf zwiſchen der wirklichen und phantaſtiſchen Welt ſo geheimnißvoll darzuſtellen, daß des Leſers Sympathie bis zu einem gewiſſen gefälligen Grade angeregt werden ſollte, ohne daß er ſich doch angetrieben fühlen möchte, zu fragen, wie Cuvier den armen Donatello klaſſificirt haben würde, oder darauf zu beſtehen, daß man ihm erſt in vielen Worten erzähle, ob er pelzige Ohren gehabt habe oder nicht. In Betreff aller derjenigen, welche ſolche Fragen ſtellen, würde das Buch inſoweit ein Fehlſchlag ſein.

Nichtsdeſtoweniger hat es der Verfaſſer glücklicherweiſe in ſeiner Gewalt, über verſchiedene Punkte, an welchen einige ſeiner Leſer Antheil zu nehmen ſcheinen, Licht zu verbreiten. Die Wahrheit zu geſtehen, er ſelbſt fühlte ſich mit einer Neugierde geplagt, die derjenigen ähnlich war, welche er ſich ſoeben Seitens ſeiner Leſer verbeten hat und er nahm einmal Gelegenheit, ſeine Freunde, Hilda und den Bildhauer auszufragen und zu verſuchen, in verſchiedene dunkle Punkte der Geſchichte, mit welchen ſie ihn bis dahin nur unvollkommen bekannt gemacht hatten, einen Blick zu gewinnen.

Wir drei waren bis zu der Spitze der St. Peterskirche emporgeklommen und blickten herab auf dieſes Rom, welches wir nun bald verlaſſen ſollten, aber welches weiter zu beſchreiben nicht meine Abſicht iſt, da ich nach dieſer

Richtung hin ſchon genug geſündigt habe. Es kam mir ſo vor, als ob, da wir uns in einer ſo fernen und hohen Luftſchicht befanden, meine Freunde in voller Sicherheit die Geheimniſſe ausplaudern könnten, welche auf der niedern Erde auch nur zu flüſtern Gefahr bringen dürfte.

„Hilda," begann ich, „könnt Ihr mir den Inhalt des geheimnißvollen Packets mittheilen, welches Miriam Eurer Obhut anvertraut hatte und welches an Signor Luca Barboni, im Palaſte Cenci, adreſſirt war?"

„Ich hatte nie eine weitere Kenntniß davon," erwiderte Hilda; „auch hielt ich es für indiscret, in Betreff des Gegenſtandes Neugierde blicken zu laſſen."

„Genau läßt ſich ſein Inhalt unmöglich angeben," fiel Kenyon ein. „Aber Miriam, wie vereinſamt ſie auch ſchien, hatte Familienverbindungen in Rom, und es iſt Grund zu glauben, daß eine dieſer Perſonen eine Stellung in der päpſtlichen Regierung einnimmt. Signor Luca Barboni war entweder der angenommene Name der fraglichen Perſon, oder das Medium der Gemeinſchaft zwiſchen dieſem Individuum und Miriam. Unter ſolch einer Regierung wie die Roms, konnte Miriam's Privatleben nur durch die Gunſt und Unterſtützung irgendeiner einflußreichen Perſon in Verbindung mit der Staatsverwaltung aufrecht erhalten werden. Frei und ſelbſtſtändig, wie ſie ſchien, war doch jede ihrer Bewegungen weit mehr noch von den prieſterlichen Herrſchern beobachtet und überwacht, als von ihren liebſten Freunden. Miriam, wenn ich nicht irre, hatte die Abſicht, ſich dieſer läſtigen Ueberwachung zu entziehen und ein tiefes Verſteck in einem

andern Lande zu ſuchen; und das Packet, welches lange nach ihrer Abreiſe abgegeben werden ſollte, enthielt eine Hinweiſung auf dieſen Plan, und außerdem gewiſſe Familiendocumente, welche, wie die einer Todten und Dahingegangenen, unter ihre Verwandten vertheilt werden ſollten."

„Ja, es iſt klar wie ein londoner Nebel," bemerkte ich. „Ueber dieſen Punkt kann keine weitere Erklärung verlangt werden. Aber wie kam es, daß Hilda ſo geheimnißvoll verſchwand, als ſie ruhig ging, um ihr Packet abzugeben?"

„Ihr müßt Euch erinnern," erwiderte Kenyon mit einem Blick freundlichen Mitleids über meine Einfalt, „daß Miriam eine Zeitlang gänzlich verſchwunden war und keine Spur von ſich hinterlaſſen hatte. Inzwiſchen waren die ſtädtiſchen Behörden von dem Mord des Kapuziners unterrichtet worden und in Folge vieler vorhergegangener Umſtände, ſowie der ſeltſamen Verfolgung Miriam's ſeitens dieſes Kapuziners müſſen ſie dahin geführt worden ſein, einen augenſcheinlichen Zuſammenhang zwiſchen ihr und dieſem tragiſchen Ereigniß anzunehmen. Ferner iſt Grund zu glauben, daß Miriam in dem Verdacht ſtand, in irgendeine Verſchwörung oder politiſche Intrigue verwickelt zu ſein, von welcher in dem Packete Beweiſe vorhanden geweſen ſein mögen. Und als nun Hilda als Trägerin dieſer Sendung erſchien, war es unter einer deſpotiſchen Regierung nur zu natürlich, daß ſie feſtgehalten würde."

„Ja wohl, nur zu natürlich, wie Ihr ſagt!" antwortete ich. „Wie übermäßig einfältig von mir, es nicht früher

eingeſehen zu haben! Aber es gibt noch andere Räthſel! In der Nacht, als die Lampe erloſch, begegnetet Ihr Donatello in der Kleidung eines Büßenden und ſaht und ſpracht ſpäter Miriam, die in einem Wagen ſaß und an deren Bruſt ein Edelſtein funkelte. Was hatten dieſe beiden Verbrecher in Rom zu ſchaffen? Und wer war Miriam's Gefährte?"

„Wer?" wiederholte Kenyon. „Nun, ſicher ihr offizieller Verwandter, und was Ihr ſonſtiges Thun betrifft, ſo hatte Donatello's noch nagende Reue, trotz Miriam's Bitten ihn hierhergebracht und hielt ihn unabläſſig in der Nachbarſchaft Roms, indem er fortdauernd damit umging, ſich der Gerechtigkeit zu überliefern. Hilda's Verſchwinden, welches den Tag vorher ſtattfand, war ihnen durch eine geheime Quelle bekannt und hatte ſie in die Stadt geführt, wo Miriam, wie ich vermuthe, gerade damals für dieſen traurigen Carnevalsſpaß Anordnungen zu treffen begann."

„Und wo befand ſich Hilda die ganze traurige Zwiſchenzeit?" fragte ich.

„Wo warſt Du, Hilda?" fragte Kenyon lächelnd.

Hilda wandte ihre Augen nach allen Seiten und da ſie ſah, daß nicht einmal ein Vogel, der mit dem Geheimniß hätte hinwegfliegen können, in der Luft ſchwebte, noch irgendein menſchliches Weſen in größerer Nähe da war, als die Spaziergänger bei dem Obelisken in der Piazza unten, ſo erzählte ſie uns von ihrem geheimnißvollen Aufenthalt.

„Ich war eine Gefangene im Kloſter Sacreé Coeur, in der Trinita de Monte," ſagte ſie; „aber unter ſolch

freundlicher Obhut von frommen Schweſtern und unter der Fürſorge eines ſo lieben, alten Prieſters, daß ich, wäre ich nicht ein Puritanerkind, dort gern für immer gelebt haben würde. Meine Verwickelung in Miriam's Unglück und des guten Abbate falſche Hoffnung auf meine Bekehrung, ſcheinen mir eine hinreichende Erklärung des ganzen Geheimniſſes zu ſein."

„Die Atmosphäre wird in erfreulicher Weiſe durchſichtig," bemerkte ich, „doch gibt es noch einen oder zwei Punkte, über die ich nicht gern im Dunkeln bleiben möchte. Könnt Ihr mir ſagen — und es ſoll ein tiefes Geheimniß bleiben, verſichere ich Euch — wie Miriam's wirklicher Name und Rang und welcher Art eigentlich das Ereigniß war, welches zu all dieſen fürchterlichen Folgen führte?"

„Iſt es möglich, daß Ihr einer Antwort auf dieſe Fragen bedürft?" rief Kenyon mit der Miene ungeheuren Erſtaunens aus. „Habt Ihr nicht einmal Miriam's Namen vermuthet? Denkt nach und Ihr werdet Euch ſeiner ſicher erinnern! Wenn nicht, wünſche ich Euch aufrichtig Glück dazu; denn es beweiſt, daß Euer Gefühl nie durch ein Ereigniß verletzt wurde, welches zu den ſchrecklichſten und geheimnißvollſten Ereigniſſen gehört, die im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts vorgekommen ſind."

„Gut!" verſetzte ich nach einer Pauſe tiefer Ueberlegung. „Ich habe nur wenig noch zu fragen. Wo iſt in dieſem Augenblick Donatello?"

„Im Gefängniß!" ſagte Kenyon traurig.

„Weshalb iſt Miriam dann frei?" fragte ich.

„Nennt es Grauſamkeit, wenn Ihr wollt — nicht Gnade!" antwortete Kenyon. „Aber genau genommen,

lag ihr Verbrechen nur in einem Blick; ſie ſelbſt mordete nicht.“

„Nur noch eine Frage,“ ſagte ich höchſt ernſt. „Glichen Donatello's Ohren wirklich denjenigen des praxiteliſchen Fauns?“

„Ich weiß es, mag es aber nicht ſagen,“ erwiderte Kenyon geheimnißvoll lächelnd. „Ueber dieſen Punkt ſoll jedenfalls kein Wort der Erklärung von mir gegeben werden.“

Leamington, den 14. März 1860.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Im Verlage von **Voigt & Günther** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Dolmetscher.

Eine Kriegsgeschichte

von

G. J. Whyte Melville.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

3 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr.

Die Channings.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

East Lynne

von

Frau Henry Wood.

Aus dem Englischen

von

Heinrich von Hammer.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google